

73
frei-
plar

ILLUSTRIERTE

Auf zum Start!



Sie lesen in diesem Heft u. a.:

**Wilde Stunde im »Wilden Mann« • Radar / Raketen / Robotjäger
Atome steigern die Ernten der Welt • Richtig leben - besser schlafen**

Weniger säen - mehr ernten!

ATOME STEIGERN DIE WELTERNÄHRUNG



Hier wird viel Wind gemacht — aber nicht, um aufzuschneiden. Der Herr, dessen Hände auf der Aufnahme so gespenstisch aussehen, ist ein ernsthafter Wissenschaftler. Er betätigt gerade einen Apparat, der künstlichen Wind mit einer genau einstellbaren Stärke erzeugt. Die Aufnahme stammt aus dem modernsten, bisher einzig dastehenden Pflanzenforschungslaboratorium, das dem California Institut für Technologie in Pasadena angegliedert ist und den Namen Earhart-Pflanzen-Erforschungslaboratorium trägt. Die Wissenschaftler, die hier arbeiten, haben die Aufgabe, alle Einzelheiten zu ergründen, die in den Beziehungen der Pflanze zu ihrer Umwelt eine Rolle spielen. Das Laboratorium verfügt über raffiniert ausgedachte Einrichtungen, die den Pflanzen alle ihre natürlichen Wachstums- und Gedeihenbedingungen künstlich liefern, wie Wärme, Licht, Wasser, Wind. Alle diese Klimaeinheiten kann man nach Wunsch ein- oder ausschalten, verstärken oder vermindern, um herauszufinden, wie die Pflanze auf solche Veränderungen antwortet. Durch verschiedenartige Koppelung der einzelnen Einflüsse läßt sich ermitteln, welches Zusammenspiel solcher Einflüsse der Pflanze am besten bekommt und eine Ertragssteigerung erzielt. Die Anbaugesunden für Nutzpflanzen kann man dann entsprechend aussuchen. Zu den natürlichen Umwelteinflüssen der Pflanze gehört der Wind. Hier, in dem Windtunnel, sind junge Tomatenpflanzen als „Prüflinge“ untergebracht. Man setzt sie den verschiedensten Windstärken aus und kann je nach dem Ergebnis der Prüfung ihren Anbau in bestimmten Gegenden dann empfehlen oder ihm widersprechen. Die Bemühungen in diesem Institut haben einen sehr ernsten Hintergrund.

Die Bevölkerung der Erde nimmt ständig zu — jeder neue Erdenbürger hat Anspruch darauf, daß sein Hunger gestillt werde. Man sollte mehr säen, mehr anbauen; aber dem sind Grenzen gesetzt. Denn das Land wächst nicht mit, im Gegenteil: die sich ausdehnenden Städte, Industrien und Verkehrswege fressen mehr und mehr Acker- und Weideland weg.

Die moderne Wissenschaft weiß Rat. Zwar kann auch sie nicht neuen Boden aus dem Boden stampfen; aber sie meistert das Problem vom anderen Ende her. Durch Züchtungsversuche ist sie dahin gelangt, die Ernten ergiebiger zu gestalten. In geduldiger Erforschung der Einflüsse, die das Gedeihen der Pflanzen begünstigen, durch planvolle Kreuzung und Züchtung besonders ertragreicher Pflanzen ist sie dazu gelangt, der gleichen Fläche eine weit größere Ernte abzurufen.

Neuerdings hilft auch das neueste Wissenschaftsgebiet, die Atomlehre, dabei, zusätzlich Brot für Millionen Menschen zu schaffen. Jetzt kann man mit einem Schlage den Ertragswert von Pflanzen so erhöhen, daß er mit dem wachsenden menschlichen Nahrungsbedarf Schritt zu halten vermag. Man setzt sie atomarer Bestrahlung aus, die neue Formen erzeugt. Unter diesen erblichen Abwandlungen

sind zahlreiche, die eine Verbesserung im Sinne der menschlichen Bedürfnisse bedeuten: Die Pflanzen werden widerstandsfähiger gegen Krankheiten, ihr Fruchttrag wird erhöht, indem die einzelnen Früchte größer oder ihre Gesamtzahl höher wird als bei unvorbehandelten Pflanzen. Das bedeutet, daß die gleiche Ackerfläche mehr Korn, mehr Mehl, mehr Brot liefert. Zuckerrüben kann man so verbessern, daß ihr Zuckergehalt bei gleichbleibender Größe der Rübe zunimmt. Futterpflanzen lassen sich in dem Sinne beeinflussen, daß sie einen größeren Viehbestand zu sättigen vermögen als die üblichen Weidepflanzen. Mit anderen Worten: mit weniger Saatgut erzielt man größeren Ertrag.

Das Institut in Pasadena ist völlig in den Dienst dieser Arbeit an einer gesicherten Zukunft der Menschheit gestellt. Hier hat Wissenschaft den engsten Anschluß an das praktische Leben, das sie erleichtert und verbessert, indem sie immer vollkommenerer Nutzpflanzen heranbildet.

Vorsicht, Radioaktivität! mahnt das Schild an dem Behälter, in dem Pflanzen zu Versuchszwecken radioaktiver Bestrahlung ausgesetzt sind. Mit dem Geigerzähler nähert sich der Beobachter, um den Einfluß der Radioaktivität auf die Pflanzen zu überprüfen.



Süßere Zuckerrüben. Hier werden Teile getrockneter Zuckerrübenpflanzen sorgfältig gewogen. Zusammen mit anderen eingehenden Untersuchungsverfahren gewinnt man daraus die Unterlagen zu weiterer Verbesserung der Zuckerrüben, das bedeutet: zur Steigerung ihres Zuckergehaltes.

Foto: Black Star

ZB Illustrierte • Zeit-Berichte • Zeit-Bilder • Erscheint im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61
 Chefredakteur: Fried. Walter Dinger
 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier
 Redaktion: Köln, Friesenplatz, Hansahaus. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig. Bei Einsendungen an die Redaktion Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint vorerst monatlich einmal. Einzelpreis 40 Pf., Jahresabonnement 4,80 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.



Als diese Doppeldecker noch gang und gäbe waren, konnte man ruhig einen Fuß auf die Tragfläche setzen und freihändig fotografieren. Damals gab es noch keine Düsenjäger-Geschwindigkeiten, die diesen Sport nicht mehr zulassen.



So sieht es sich aus nächster Nähe an, wenn Kameraleute während des Fluges ihre kühnen Aufnahmen machen.

Fliegen ist eine Lust, und Fotografieren beim Fliegen eine ganz besondere. Das hatte der zehnjährige Cyril Peckham (USA) schon im Jahre 1918 heraus, als ihn ein Flieger einmal mitnahm. Er wollte das große Ereignis gleich fotografieren, und wirklich — es gelang ihm. Mit 18 Jahren konnte Peckham selber fliegen. Dann wurde er krank und mußte sich jahrelang in Geduld üben. Mit 27 Jahren machte er in der Luft seine erste Aufnahme von einem anderen Flugzeug aus. Er kletterte während des Fliegens halb auf die Tragfläche und erwischte das ihm folgende Flugzeug durch einen großartigen Schnappschuß auf die Stirnseite. Von da an stand sein Beruf fest. Jetzt ist er Amerikas bester und leidenschaftlichster Fliegerfotograf.

Heute kann man nicht mehr auf Tragflächen klettern und dort „Außenaufnahmen“ machen. Düsenjäger fliegen mit Geschwindigkeiten von über 200 Meter in der Sekunde und können zeitweise sogar den Schall (333 m) überflügeln. Da heißt es in der Kabine und im Schutzanzug bleiben. Einmal passierte es Peckham.

Luftbilder

DER HIMMEL
DIENT ALS ATELIER

wie nie zuvor

Rasend schneller Düsenjäger — messerscharf aufgenommen.

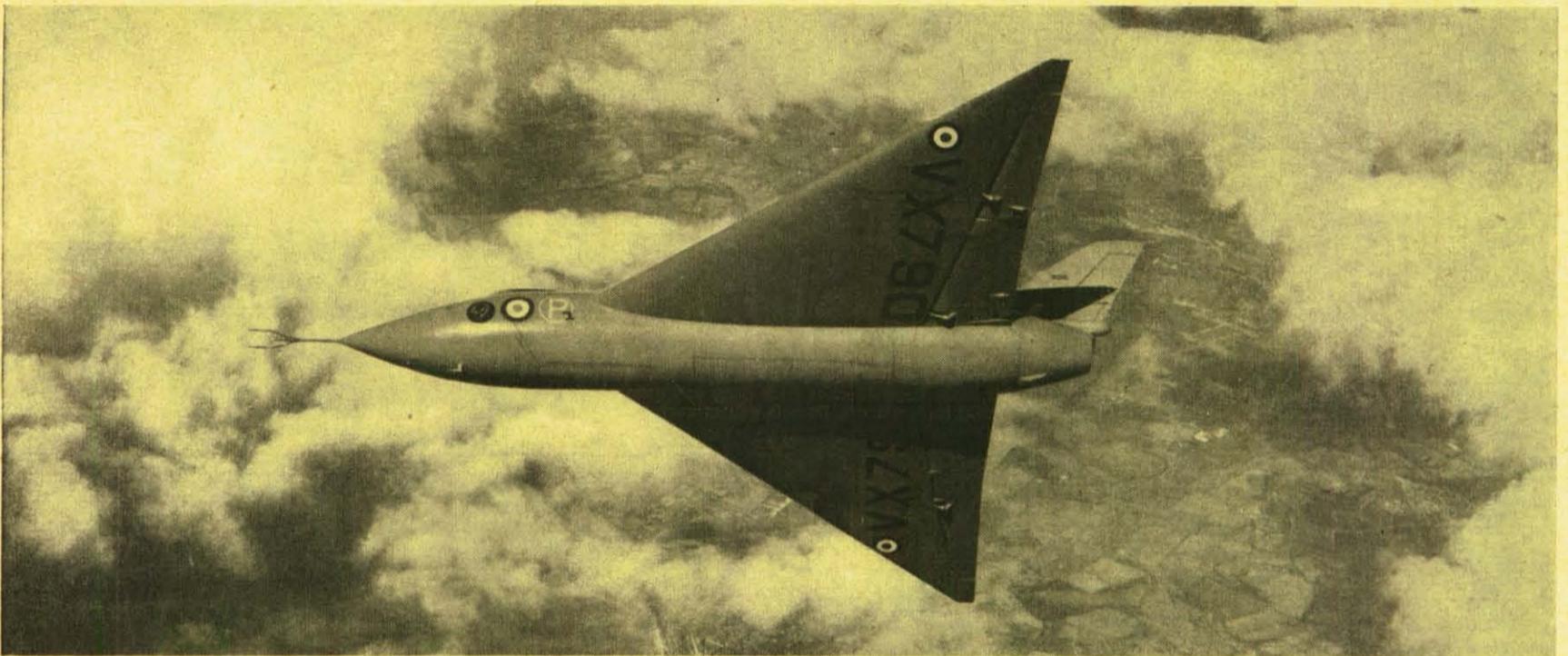




daß sein Pilot ihn versehentlich ohne Sauerstoffmaske auf 6000 Meter Höhe brachte. Plötzlich bekam der vergebliche Pilot einen Schrecken und fürchtete, daß der Ärmste gewiß schon bewußtlos sein müßte. Er ging sofort auf 3000 Meter herunter und landete so schnell wie möglich. „Hörst du noch?“ schrie er Peckham ins Ohr. Aber der hörte nichts, sondern lief nur wie ein Windhund in die Dunkelkammer, um zu sehen, ob seine Aufnahmen etwas geworden waren. Es kam auch schon vor, daß er sich beim Fotografieren zu weit aus der Kabine hinauslehnte und dann mit dem Fallschirm statt mit dem Flugzeug unten ankam. Heute müssen alle Aufnahmen vorher genau abgesprochen werden. Die beiden Flugzeuge — das zu fotografierende und das mit dem Fotografen — stehen außerdem in Funkverbindung. Auf die Sekunde genau muß das Objekt in die Schußlinie kommen. An jedem Tag sind die Lichtverhältnisse anders. So zu fotografieren ist eine ganz respektable Kunst. Aber kein anderer Kameramann als der Fliegerfotograf kann auch behaupten, daß er den ganzen Himmel zum Atelier habe.

Die Kamera, mit der unser Flugzeugfotograf einsteigt, ist eigens für Aufnahmen in schwindelnden Höhen konstruiert.

Aufnahmen in großer Höhe. Der Fotograf dieses Bildes mußte nach innen und außen zugleich aufpassen, damit ihm dieser seltene und gewagte Schnappschuß glückte.



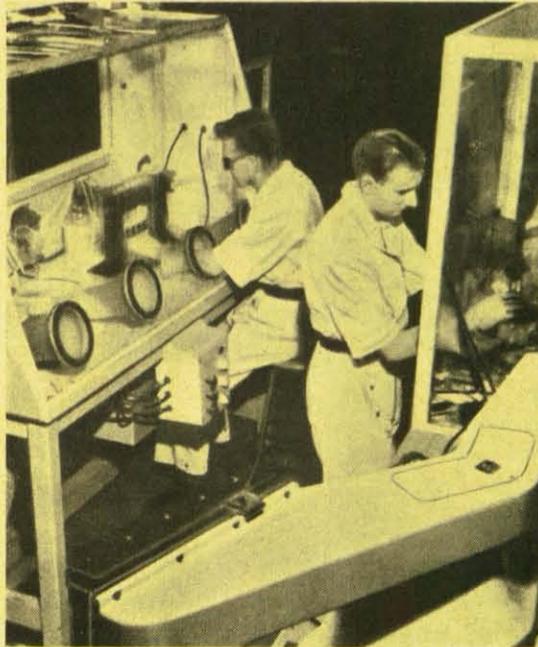
Das Fliegende Dreieck ist eine Maschine vom Delta-Typ Aero 707 B. In scharfer Kurve legt sie sich auf die Seite und bietet dem Fotografen die ganze Unterfläche zu einem Schnappschuß, der Flugzeug, Wolkenmeer und Landschaft umfaßt. Solche Luftbilder hat man sich nicht träumen lassen, als man einst mit schwerfälligen Doppeldeckern begann...

Atome spüren Verbrecher auf

Mit Geigerzähler und Pistole



Diese Fußspuren reden für das Ohr vernehmlich, freilich nur mittels des Geigerzählers, der bei Auftreffen auf Radioaktivität hörbar anschlägt. Sie stammen von einem Einbrecher, der Pech hatte: der Ladeninhaber hatte den Fußboden mit radioaktiver, unsichtbarer Paste bestrichen, die an den Sohlen des Diebes haften blieb. Das Geigerrohr verrät den Weg des Flüchtigen unfehlbar. Die Polizei bleibt ihm dicht auf den Fersen.



Atome entschleiern unweigerlich alles, was die Sonne nicht an den Tag bringt. Im Atommeiler spürt man mit Hilfe der Radioaktivität Gifte auf, die sich sonst dem Nachweis entziehen. Da sie sich in manchen Teilen des Körpers speichern, kann das Geigerrohr sie dort — auch noch lange nach dem Tode — nachweisen. Der Begriff „ungeklärte Todesursache“ stirbt in der Kriminalistik aus.



Keine Maskerade ist diese Vermummung, sondern sie ist die „Diensttracht“ des modernen, mit atomaren Strahlen arbeitenden Kriminalisten, den der Schutzanzug gegen Strahlenschäden sichert. Sherlock Holmes, der mit verwickeltester Logik aus winzigstem Indiz den Verbrecher erschließen mußte, wird durch den modernen Kollegen, der „Herr Atom“ heißen könnte, abgelöst.



Und warum die ganze Tragödie? Lottchen sollte nur Tante Klara das schöne Händchen geben. Statt dessen hängt sie verzweifelt an Muttis Rock und wiederholt eigensinnig: „Nein, ich mag das Händchen nicht geben!“ Ernster Fall!

Aus lauter **TROTZ**

Trotzköpfchen gibt es nicht nur in der Backfischromanreihe „Trotzköpfchen“, sondern sehr häufig auch im unromanhaften Alltag. Sie machen sich und anderen das Leben sauer. Denn auch der Trotzkopf selbst ist nicht glücklich in seiner Verbocktheit. Er möchte so gern die Leichtigkeit haben, sich reibungslos einzufügen — er bringt es aber einfach nicht über sich.

Trotz gehört zu den seelischen Fehlhaltungen, die ihre Wurzel meist in der frühen Kindheit haben.

Es gibt im menschlichen Leben einige „normale“ Trotzperioden. Sie stellen sich jeweils am Übergang von einer Entwicklungsstufe zur anderen ein. Diese Übergänge sind von innerer Unsicherheit begleitet, und da Trotz immer auch auf einem Mangel an Selbstsicherheit beruht, pflegt er genau zu diesen Zeiten aufzutreten.

Das erste Erwachen des Selbstbewußtseins im kleinen Kinde ist solch eine Klippe. Klein-Irmchen will ihr rosa Kleidchen anziehen. Mama findet, es sei heute zu kühl für das dünne Fähnchen. Irmchen hat sich auf die rosa Pracht versteift. Sie sträubt sich wie eine Wilde, als Mama ihr das Blaue überstreifen will. Endlich ist es ge-

glückt, ihr das Kleid anzuziehen. Jetzt setzt der Trotz ein. „Dann gehe ich gar nicht mit“, erklärt Irmchen. Geschicktere Irmchens kriegen in diesem Augenblick auch wohl ein Wehwehchen, und wenn sie auf eine weiche Umgebung treffen (der meist eine Oma angehört), erreichen sie, daß sie zu Hause bleiben dürfen. Irmchen hat erreicht, was sie wollte, und man sollte meinen, nun wäre sie vergnügt. Keineswegs — es gehört zum Wesen des Trotzes, daß er sein Opfer des Erfolges nicht froh werden läßt.

Trotz hat die gefährliche Eigenschaft, daß zuviel Strenge wie zuviel Nachsicht ihn nicht brechen, eher fördern. Es bedarf einer großen erzieherischen Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung, einem Kinde aus dem Bannkreis des Trotzes herauszuhelfen.

Da sitzt Hella vor ihrem Teller und ist nicht zu bewegen, einen Bissen hinunterzubringen. Man hat ihr vorhin einen unvernünftigen Wunsch abgeschlagen — und nun rächt sie sich. Liebe Mutter — überlaß sie ihrer „Rache“. Räume den Teller beiseite und sage beiläufig: „Ein sattes Kind braucht nichts zu essen, sonst wird es zu dick“ — bleibe hart bis zum Abend, notfalls bis

zum nächsten Tag. Trotz, der seine Publikumswirkung verfehlt, macht keinen Spaß mehr. Gönn' deinem Kind Zeit, daß es sich aus seinem Trotz zurückziehen kann, ohne eine Niederlage zugeben zu müssen.

Die nächste natürliche Trotzperiode pflegt einzutreten, wenn das Kind zum Jugendlichen heranreift und sich schon halb erwachsen fühlt. Es will dann eine „Gleichberechtigung“ an den Tag legen und versucht, seinen Willen mit Trotz zu behaupten. Wenn es in dieser Zeit nicht glückt, die Trotzneigung zu dämpfen, kann die Sache bedenklich werden. Jugendrichter wissen, wie oft hinter den Missetaten Jugendlicher der Wunsch steckt: „Denen werde ich es zeigen!“

Auch unter Erwachsenen gibt es noch viele Troztköpfe. Sobald etwas nicht genau so läuft, wie sie es sich vorgestellt haben, ziehen sie sich in trotzig Haltung zurück. Die ersten Ehemonate sind mitunter durch Trotzanfälle getrübt, bis die jungen Partner es gelernt haben, daß zwei „Ich“ nur dann ein „Wir“ ergeben, wenn man eigene Wünsche zurückstellt.

Mitunter kann man zur Heilung des Trotzes die Eitelkeit zu Hilfe rufen. Keiner macht sich gern lächerlich. Ein trotziger Mensch aber wirkt immer lächerlich, wie übrigens jeder, der sich irgendeiner Sachlage gegenüber unangemessen benimmt.

Schließlich bringt die Wende ins hohe Alter noch einmal ein Aufflammen von Trotzregung, wenn der Alternde es nicht über sich bringt, nun die Jugend ans Ruder zu lassen. In seinem Trotz zieht er sich auf sich selbst zurück, schließt sich aus dem Kreise seiner Kinder und Enkel aus und zahlt für seinen Starrsinn mit dem Preis bitterer Vereinsamung.

„Lieber Himmel, wirst du denn nie richtig einteilen lernen?“ schreit er gereizt seine junge Frau an. Jetzt kocht es in ihr. „Statt mich anzubrüllen, könnte er ja mal danach fragen, was das Leben kostet“, trotzt sie in sich hinein. Damit beginnt ein Eheproblem.



Nun doch gerade nicht!



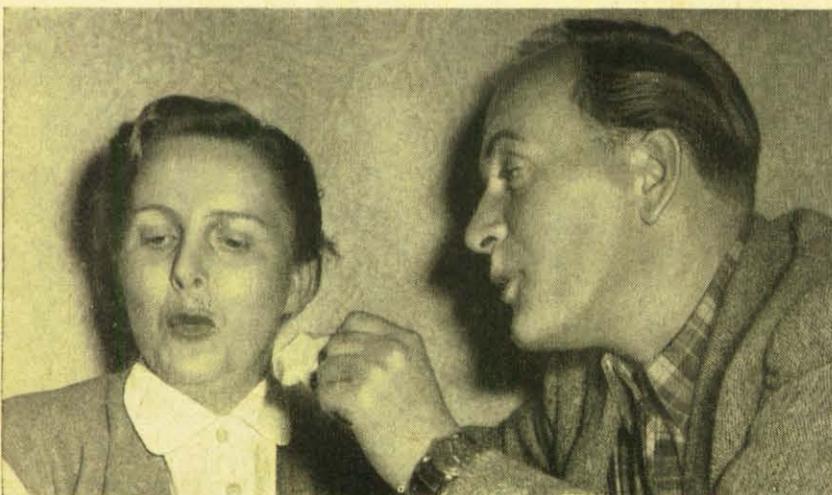
„Meinen Eltern werde ich es zeigen“, brüstet sich Klaus vor den Kameraden. „Oller Angeber!“ frozzelt einer von den Jungen und macht die Sache damit nicht besser. Wer weiß schon, daß Klaus sich aufs bitterste zurückgesetzt fühlt? Dem Schwesterchen gilt jetzt die Hauptliebe der Familie. Klaus sinnt auf eine „ehrenrettende“ Tat.



Jan, zu Hause verzogen, ist gewöhnt, daß selbst seine Schwächen noch respektiert werden. Das kann die Schule sich nicht leisten. Der empfindliche Jan schweigt trotzig.



So gut, wie Hella tut, schmeckt ihr das Essen ja gar nicht, das sie in der Küche allein verzehrt. Am Familientisch wurde sie pampig, und der Vater hat sie, unter dem belustigten Grinsen der Geschwister „ausgewiesen“. Trotz ist kein guter Koch, der Kleinen wird das unlustig hinabgewürgte Essen kaum gut bekommen. Ihr Gesicht verrät ihre „Niederlage“.



Er hat ausgetrotzt und bittet reuig um Vergebung. Jetzt nur nicht den Fehler machen, seinem Flehen unzugänglich zu sein! Dazu steht in jeder Ehe allzuviel auf dem Spiel!

Vorübergehende bedauern den armen Alten, der so allein hier herumsitzt. Hat er es nötig, einsam vor sich hinzubrüten? Daheim hat er Kinder und Enkel. Aber er selbst hat sich zum Einzelgänger gemacht. Er spielt nicht mehr mit, weil die Jugend alles besser weiß.



SPIELZEUG EINES MILLIONÄRS

Die atombombensichere Villa • Er kam hinein, aber nicht wieder heraus • Wirrwarr bei Schlössern

Es ist ein Verhängnis, Millionär zu sein. Das erfuhrt der Besitzer dieser Villa in USA. Aus Furcht vor Atombomben legte er eine erkleckliche Summe in einem atombombensicheren Bunker im Garten seines Heims an. Der Bunker liegt vierzig Meter unter der Erde und birgt alles, was man sich wünschen kann: einen Fahrstuhl mit automatischen Sicherheitstüren aus Spezialstahl, wohlgepanzerte Schränke zum Aufbewahren von Schmuck, alten Kunstwerken oder auch Aktien, natürlich auch einen Fernsehempfänger, ein millionärmäßiges Badezimmer, ein erstklassiges

Schlafzimmer und Verpflegung, die für lange, lange Zeit ausreicht. — Das Verhängnis nahte diesem Bunker nicht in Gestalt einer Atombombe, sondern es wurde ihm sozusagen eingeboren. Es entwickelte sich aus den mit besonderen Kennziffern versehenen Schlössern an den vielen Türen, die man vom Bunkereingang bis zur tiefsten Tiefe passieren muß. Wo man hineinkommt, muß man auch wieder herauskommen, doch eben dies erwies sich als unausführbar. Der auf seinen Bunker gewiß stolze Millionär fuhr eines Tages ein, brachte aber die Zahlenschlösser an den Tresor-



Der schwerreiche Erbauer der atombombensicheren Villa macht mit seiner reizenden Gattin einen Rundgang um sein Heim. Wie man sieht, ist er ein Freund tropischer Pflanzen. Er hat sogar Blumen in die Tiefe des Bunkers gepflanzt, wo sie die Lampen umhüllen und wunderbar duften. Mit Schönheit und Komfort will er auch unterirdisch leben. Als ob das im Ernstfall wichtig wäre!



türen in einer Weise durcheinander, daß sie sich mit den vorgesehenen Kennziffern nicht mehr öffnen ließen. Auch die Baufirma und die Polizei, die er mit seinem Bunkertelefon anrief, konnten es nicht. „Sollen wir Sie freisprengen?“ fragte ein Sprengmeister. Aber entrüstet kam ein „Nein“ zurück, denn bei solcher Gewalttätigkeit ginge der kostbare Bunker so ziemlich zum Teufel. So wurde also probiert und probiert und an den Schlössern herumexperimentiert, wie lange, wissen die Götter.

◀ Es kommt viel Besuch, und so muß man Parkplätze schaffen, die über die Mauer hinaus in die Luft vorspringen. Drunten im Bunker bestaunen die Gäste u. a. einen Glasschrank, in dem die 50 Anzüge des Hausherrn wohlgeborgen sind. Hinein geht man auf einem Teppich, der sich durch Druck auf einen Knopf langsam vorschiebt. Spielzeug eines ahnungslosen Millionärs...

Die Leute von nebenan zum Beispiel, die tun so, als gehe sie die ganze Hast unseres Alltagsbetriebes überhaupt nichts an. Sie sind zufrieden, meistens sogar ausgesprochen guter Dinge, haben immer Zeit füreinander und oft sogar noch für fremde Menschen. Abends machen sie wirklich Feierabend, wie das früher einmal allgemein üblich gewesen sein soll. Wenn sie krank sind — sie sind es übrigens höchst selten —, dann kurieren sie ihre Geschichte einfach aus, als ob das die natürlichste Sache von der Welt sei. Sie machen absolut kein Aufhebens davon. Jedenfalls zimmern sie sich aus den möglichen Gefahren irgendwelcher aktuellen Krankheiten oder Bedrohungen keine neuartige Weltanschauung, obwohl sie Krankheiten und anderen Gefahren nicht mehr und nicht weniger anheimfallen als du und ich.

Das Bemerkenswerteste an ihnen ist jedoch, daß sie zum Beispiel keine Angst haben. Wenn ihnen die Verfasser von modernen Theaterstücken, Hörspielen, Filmen, Romanen oder sogenannten Tatsachenberichten Angst einjagen wollen, dann prüfen sie kurz, aber haarscharf die Probleme, um die es sich dabei handelt, und sie stellen fest, daß es konstruierte Probleme sind, die man auch anders sehen, mit denen man auch anders fertig werden kann.

Trotz einer rings um sie her künstlich erzeugten Existenzangst bleiben sie Optimisten. Mit beneidenswert gesunder Logik tun sie die Argumente ab, die zum Beweis dafür angeführt werden, daß die gerade in dieser Zeit zu leben gezwungenen Menschen ganz besonders arm dran seien.

Dies — zum Beispiel — ist ihre Logik: Wieso haben die Urmenschen, als sie sich von den Bäumen heruntertrauten und sich zaghaft, aber aufrechten Ganges in eine für unsere Begriffe noch sehr ungeordnete und gefährliche Landschaft vortasteten, eigentlich weniger Angst haben müssen als unsereiner? Und waren — gemessen an der Bevölkerungsdichte in

Jahre aus Gründen, über die man ein Leben lang ergebnislos nachgrübeln könnte, die mageren Jahre auch dann folgen, wenn der Mensch wie besessen schuftet und sich abmüht, um den harten Schlägen des Schicksals auszuweichen. Immer haben die Menschen geschuftet, und stets haben sie sich abgemüht. Das ist gar nicht so neu. Früher hatten sie es

hingibt es auch eine Schutzmöglichkeit, für die freilich keine Versicherungsgesellschaft und kein Sozialministerium zuständig sind. Wer sich gegen die weitverbreitete Angst, es könnte Schlimmes passieren, geistig und seelisch wappnet, der ist damit auch körperlich gegen die großen Gefahren geschützt, und sei es auch nur, daß er ihnen, um es sportlich auszudrücken, in bester Kondition entgegentreift.

Zu allen Zeiten ist die Menschheit von kleinen, von großen und von riesengroßen Schäden heimgesucht worden. In dieser Beziehung haben unsere Vorfahren uns, aber auch wir ihnen nicht das geringste voraus. Allerdings verlangen die neuzeitlichen Beeinträchtigungen, denen wir ausgesetzt sind, eine auf den technischen Fortschritt abgestimmte Sicherung des einzelnen und damit für die Gesamtheit einen vernünftigen zivilen Bevölkerungsschutz. Er sollte eine wichtige Angelegenheit für jeden Menschen sein, der seiner Grundhaltung nach davon überzeugt ist, daß am Ende das Leben doch immer recht behält. Inmitten einer auf Todesangst eingestellten Gesellschaft, deren Nervensystem nur noch auf die Keulenschläge der Panik zu reagieren scheint, gilt es aber leider als abwegig und äußerst unmodern, das Leben zu bejahen.

Hilfsbereit, freundlich und optimistisch den Menschen entgegenkommen, wie wir es zum Beispiel mit dieser neuen Zeitschrift versuchen möchten, ist unter besagten Umständen keine ganz leichte Sache. Aber auch auf die Gefahr hin, für unmodern zu gelten: Wir sollten diese nicht ganz leichte Sache schwer nehmen. Mit allem Ernst. Aber ohne Angst!

ZB

Zum Beispiel

jenen versunkenen Jahrtausenden — die prozentualen Bedrohungen für den einzelnen damals etwa geringer als heutzutage? Ist es vielleicht ein beruhigendes oder gar ein geruhames Dasein gewesen, als man noch gezwungen war, ständig die Keule, den roh behauenen Steinhammer, die Streitaxt oder sonst eine Waffe zum Greifen nahe bei sich zu haben?

Schon die Primitivsten unserer Vorfahren haben gewußt, daß gelegentlich Blitze herniederzucken, Flüsse und Ozeane ganze Landstriche überfluten, daß unter einer erbarmungslosen Sonne das Pflanzenreich dahinwelkt, daß mit der Dürre der Hunger einkehrt und daß auf fette

dabei insofern möglicherweise etwas leichter, als zu ihren Lebzeiten weder die Managerkrankheit erfunden war noch unser Kreislauf von den Predigern der Angst gestört wurde.

Die Leute von nebenan haben zum Beispiel keine Antenne für den Glockenschlag der letzten Stunde. Bei ihnen ist es niemals fünf Minuten vor zwölf, geschweige denn jemals 24 Uhr. Wenn es sie packt und schüttelt, dann geht ihnen die Puste noch lange nicht aus. Dann packen sie nämlich ihrerseits an und helfen sich selbst, ihren Nächsten und auch all denen im Umkreis, die einer Hilfe bedürfen. Denn gegen jede Bedro-



Wilde Stunde

DER ORIGINELLE LOHN FÜR EINE GUTE TAT

IM
WILDEN
MANN

Im neuerstandenen Soest präsentiert sich auch das historische Gasthaus „Im Wilden Mann“ wie einst wieder als ein Zeuge westfälisch-deftigen Bürgertums. Der wilde Mann ist ein gutmütiger Riese, der mit seiner überdimensionalen Keule den Kummer der Menschen nicht schlägt. Nun sind gutes Essen und Trinken aber nicht minder wirksame Waffen gegen Kummer jeglicher Art. Auch der keulenbewehrte wilde Mann hat im Laufe der Jahrhunderte seinen Kummer gehabt. An einen solchen Fall aus jüngster Zeit erinnert heute ein kleines silbernes Schildchen mit dem eingravierten Namen: Franz Becker. Der diesen Namen trägt, ist jetzt Stadtdirektor im Ruhestand, ein beliebter Bürger, der am Wiederaufbau von Soest großen Anteil hat. Aber nicht deshalb wurden ihm das silberne Schildchen gewidmet und ein Ehrenplatz am Stammisch „Im Wilden Mann“ reserviert, vielmehr ist dies der schlichte Hinweis auf eine der schlimmsten Bombennächte, die Soest erleiden mußte.

Es war am späten Abend des 5. Dezember 1944. Franz Becker wagte sich nach dem Angriff mit dem 14jährigen Sohn Rudi eines Polizeibeamten auf die Straßen seiner in eine Gluthölle verwandelten Vaterstadt. Eine Frau schrie durch Rauch und Staub: „Unser Haus brennt! Der Wilde Mann!“ Es war Frau Möller, die Besitzerin der Gaststätte. Gemeinsam mit Rudi löschte Becker mit 100 Eimern Wasser, die von Frau Möller und ihrem Personal hochgeschleppt wurden, die Entstehungsbrände im bedrohten Hause. Das Gebäude blieb erhalten; aber wenige Nächte später wurde Rudi auf dem Friedhof von einer Bombe mit Verzögerungszünder zerrissen, und im Februar 1945

fanden die neun Angestellten, die das Wasser heraufgetragen hatten, durch einen Bombenvolltreffer den Tod.

Als jetzt, elf Jahre nach jener wilden Stunde, das Gasthaus von den Belgiern an seinen Eigentümer zurückgegeben wurde, fand Beckers beispielhafte Tat eine späte, aber sehr originelle Anerkennung: Er erhielt den Ehrenplatz am Stammisch, und eine Urkunde sichert ihm das Recht zu, dort bis ans Ende seiner Tage zu essen und zu trinken, sooft es ihm und was immer ihm beliebt, ohne dafür etwas bezahlen zu müssen.

Stadtdirektor i. R. Franz Becker, Sohn eines einfachen Schneidermeisters, heute Leiter der Kreisstelle Soest des Bundes-Luftschutzverbandes, hat sich natürlich über diesen Beweis der Dankbarkeit herzlich gefreut; aber er gedenkt von seinem verbrieften Recht keinen oder nur ganz sparsamen Gebrauch zu machen.

„Ich habe meine Mahlzeiten mein ganzes Leben hindurch zu Hause eingenommen und werde diese Gepflogenheit beibehalten. Schließlich habe ich damals wie Millionen andere landauf, landab nur meine Pflicht getan.“ Auch diese Haltung ehrt ihn. Nur ungern ließ er sich am gedeckten Stammtisch nieder, als wir ihn dort für die ZB fotografieren wollten. Doch kein echter Westfale vermag sich ganz und gar dem Duft geräucherter Bauernschinkens, frischen Pumpernickels und dem verlockenden, flüssigen Korn seiner Heimat zu enthalten. So griff auch Franz Becker „unter Vorbehalt“ zu, und wir sagten: „Guten Hunger und herzliches Pröstchen!“



Schon um 1450 wurden in diesem doppelgiebeligen Fachwerkhause am Soester Markt Gäste von nah und fern bewirtet. Heute — nach Freigabe durch die belgische Armee — zeigt sich das dank tatkräftigen Eingreifens vom Feind verschont gebliebene historische Gebäude in neuem Glanz, als ein Schmuckstück der Stadt. Aufn. Dülberg



Die beiden, die überlebten: Frau Möller, Besitzerin der Gaststätte, und Franz Becker (rechts) am Stammtisch im Wilden Mann, elf Jahre nach jener Schreckensnacht, in der sie durch ihr mutiges Vorgehen den mittelalterlichen Bau vor der Vernichtung bewahrten.



Soest war schlimm verwüstet. Die Stadtverwaltung unter Franz Beckers Leitung nahm entschlossen den Wiederaufbau in Angriff. Unser Bild zeigt eine neue Häusergruppe im alten Stil bei der Wiesenkirche.



Blick vom zerstörten Chor auf den Turmhelm der Petrikirche, deren älteste Bauteile bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen. Ihre Wiederherstellung ist vor wenigen Wochen zu Ende geführt worden.

Gefährliche Nachbarschaft

EIN ZEHNMINUTENFILM UM ENTFESSELTE KRÄFTE

Wer sind diese gefährlichen Nachbarn des Menschen? Früher waren es nur die wilden Tiere, die Kälter und die Hitze, Räuber und Wegelagerer, schließlich tückische Krankheiten, die ganze Städte in den Schwarzen Tod schickten. Sie alle, mit Ausnahme des Todes, hat der Mensch so weit zurückgedrängt, daß er sich vor ihnen nicht mehr zu fürchten braucht. Aber da wetterleuchtet es herauf aus früher unbekanntem Nachbarschaften. Der Mensch selbst entriß sie dem Schoß der Natur: die Dampfkraft, die Elektrizität, die Atomenergie . . .

300 000 bis 400 000 Menschen sehen oder sehen in diesem Winter einen Film „Gefährliche Nachbarschaft“. Ein Filmchen nur, wenn man die zehnmündige Laufdauer zum Maßstab nimmt. Ein ganz runder einprägsamer Film jedoch, wenn man das Thema bedenkt und sich der Ergriffenheit erinnert, mit der man die Vorführung verließ.

Was soll das Ticken, das bis Beginn und später nach kurzer Pause immer wieder bis zum Ende vernimmt? Sempelmotiv: Tick, tack, tick. Gefahr, Gefahr, Gefahr. Dazu die Bilder: Ein formelhaft vereinfachtes Menschlein, in Bedrängnis geratend vor Wellenkreisen, die tickend auf es eindringen. Sie suchen Schutz in der Mutter Erde, diese großen und kleinen Menschlein, die großen mit den kleinen auf dem Arm. Die mathematische Formel, das Flugzeug, der Atompilz — sie huschen als dürre, aber eindringliche Zeichen des „Technischen Fortschritts“ über die Leinwand.

Und es bleibt auch nicht bei der Theorie. Die unheimlichen Wellen schweben vom Himmel auf die Stadt Hiroshima und bringen sie zum Zusammensturz. Vernichtet, versinkt die leichte Holzbauten der Japaner. Aber ist wirklich alles zerstört? Doch

nicht! Alle Bauten aus Stahlbeton haben dem Druck widerstanden. Selbst einfache Gräben, nur mit Erde überdeckt, blieben intakt. Unversehrt blieben in der Wüste von Nevada auch die amerikanischen Soldaten, die in Erdlöchern vier Kilometer entfernt die Atombombenversuche beobachteten. So schutzlos, wie es zuerst scheinen mag, ist der Mensch auch gegen Atombomben nicht. Zwar gibt es Mittel einer Massenvernichtung von solchen Graden, daß nur noch die Furcht vor dem Zurückschlagen auf das eigene Land des Angreifers ihre Anwendung verhüten könnte. Aber es wäre unverantwortlich, wenn man sich auf so viel Furcht und Vernunft allein verlassen würde. „Biegesteife Kästen“ aus 30 bis 60 Zentimeter starkem Stahlbeton bieten außerhalb des Detonationskerns gegen Luftstoß und Hitze Wirkung Schutz.

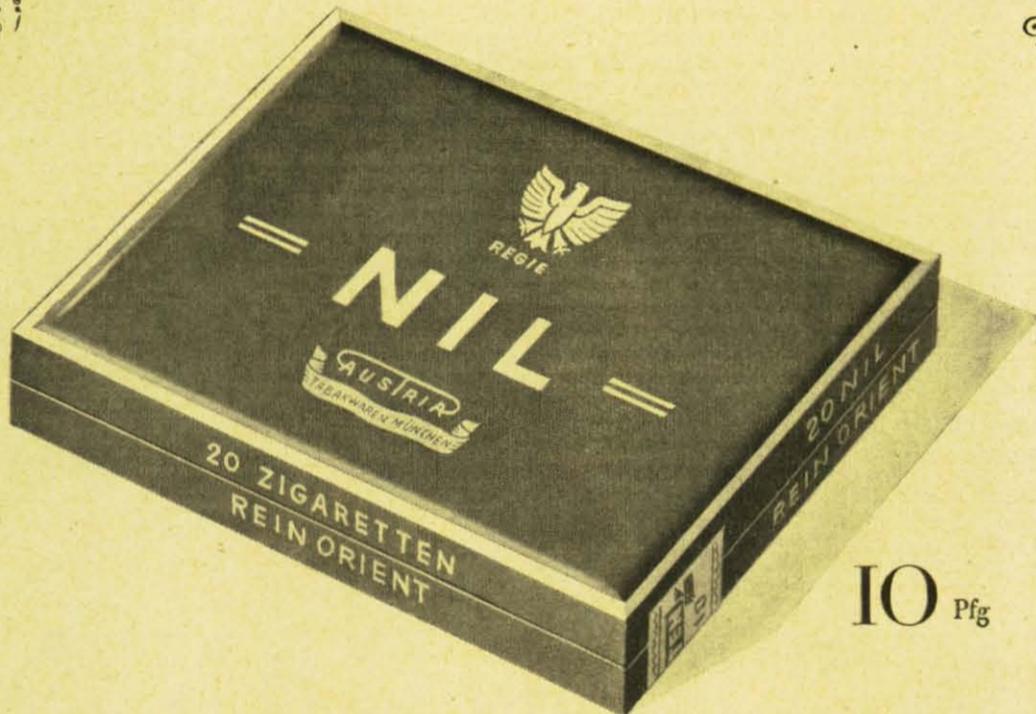
Alle Energien, die der Mensch den verborgenen Schatzkammern der Erde abgewinnt, haben zwei Seiten: eine gefährliche und eine nützliche. Es war ein Verhängnis, daß die Atomenergie nicht mit Segen, sondern mit den zermalmenden Blitzen von Hiroshima und Nagasaki in die Weltgeschichte eintrat. Aber diese Donnerschläge rütteln unser Gewissen auf. Die Furcht vor den unabsehbaren Gefahren, die der Gebrauch der Atomenergie als Waffe bringt, läßt allenthalben einen mächtigen Willen zu ihrer Bewältigung entstehen.

Blitzartig, mit wenigen Strichen, wird diese Situation in dem Film beleuchtet. Die zehn Minuten sind klar wie Mathematik und bringen in Bann wie ein Drama. Aber nicht wie ein altgriechisches Schicksalsdrama, in dem der Mensch den höheren Gewalten erliegt, sondern wie ein Charakterdrama, in dem er selbst zwischen Tod und Leben zu wählen hat.

*Etwas
Besonderes*



Vielleicht..



10 Pfg

in der blauen Spiegelpackung

.. eine ideale Orient-Zigarette

Wir garantieren für die Verwendung
nur reiner Orient-Tabake



Bei TIEREN ist das nämlich so

Jedes Lebewesen ist vom Willen zum Leben erfüllt, ein jedes ist von der Natur mit einem Instinkt ausgestattet, der auf seinen Schutz und seine Sicherheit ausgerichtet ist. Der Drang, sich zu schützen, ist nicht erst ein Bedürfnis des Menschen.

Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Instinkthandlungen des Tieres, die seiner Sicherheit gelten. Wir schlendern auf einer Wiese am Bachrand dahin. Vor uns hüpft ein hüpfendes Dutzend von Fröschen ins Wasser, in dem sie sich vor unserer bedrohlichen Annäherung sicher fühlen.

Ein Vogel, der eben noch auf dem Boden rastete und nach Würmern pickte, erhebt sich in die Lüfte, die Maus rennt davon, wenn sie Geräusche hört, die ihr verdächtig und nichts Gutes verheißend scheinen. „Unbekannt“ gilt den Tieren dabei zunächst als gleichbedeutend mit „gefährlich“.

Nicht immer ist es damit getan, aus der Reichweite eines gefährlich scheinenden Gegners zu kommen. Das bringt zwar für den Augenblick eine gewisse Sicherheit. Wie aber, wenn der Gemiedene die Verfolgung aufnimmt? Dann muß man gründlicher in Deckung gehen. Man kann ja nie wissen, wie lange die Ausdauer des Verfolgers anhält.

Einige Tiere sind von der Natur mit Schutzmitteln ausgerüstet, ohne daß sie selbst etwas zu ihrer Sicherheit zu tun brauchen. In Färbung und Gestalt sind sie so beschaffen, daß sie sich von ihrer Unterlage kaum abheben. Mancher Schmetterling, manche Raupe verdanken es dieser Gabe, daß sie dem Appetit des Vogels entgehen. Die Schutzfärbung ist bis in die Reihen der höheren Tiere hinein verbreitet. Die Sandfarbe der Gazellen und des Wüstenfuchses, das Streifenmuster des Tigers werden als solche Schutzfärbung gedeutet. Sieht man diese Tiere in zoologischen Gärten vor sich, so will einem das nicht sofort einleuchten. Stellt man sie sich aber in ihrer natürlichen Umgebung vor — die Gazelle in Steppe und Wüste, den Tiger im Urwald mit dem Streifenmuster aus Licht und Schatten —, so kann man ihre Färbung als ein Mittel des Schutzes einsehen.

Wenn sowohl Färbung wie Gestalt das Tier als ein

Stück seiner Umgebung erscheinen lassen, wie manche Schmetterlinge, ihre Raupen oder andere Insekten oder unter den Fischen die Scholle, so spricht man von Mimikry.

Nur wenige Beneidenswerte können sich auf die eigene Schutzrüstung verlassen. Wer hat es schon so leicht wie der Igel, der einfach in Igelstellung geht, wenn die Sache mulmig wird?

Die von der Natur weniger günstig ausgestatteten Lebewesen müssen aktiv für ihren Schutz gegen Gefährdung sorgen, die für sie von den Tieren ausgeht, die ihnen nachstellen.

Den Schnellbeinigen wie den Steinböcken genügt ein Unterschlupf unter einem Felsvorsprung. In den unzugänglichen Gipfelgebieten der Alpen, der Pyrenäen, des Kaukasus haben sie ohnehin nicht viele Gegner, die es mit ihnen aufnehmen können. Bären suchen natürliche Höhlen auf, in denen sie ungestört schlafen können.

Eine kleine Festung ist immer sicher. Kaninchen und Dachse machen von ihr ausgiebig Gebrauch und wühlen sich weitverzweigte Bauten in die Erde. Wie gut ihr System funktioniert, können alle größeren Hunde berichten, die vor den engen Röhren stehen und wütend kläffen, weil die Festung für sie uneinnehmbar ist.

Maulwürfe schaufeln sich weit ausgedehnte unterirdische Bauten, die ganze Wiesen unterhöhlen und den Gartenfreunden ein Dorn im Auge sind. Zu wahrer Bau-Meisterschaft haben es die Biber gebracht, die in Vögel einnehmbaren Wasser zurück sitzen.

Vögel ziehen sich in ihr Nest zurück, das bei einigen ebenso kunstvoll wie stabil errichtet ist. Der kleine Zaunkönig baut ein solides Kugelnest, die Schwanzmeise sogar vorsorglich eine Astgabelung mit ein, um ihm größeren Halt zu verleihen, der Grünfink flicht Halme und Reiser sorgfältig zusammen, der Schwarzspecht zimmert sich eine schwer zugängliche Höhle.

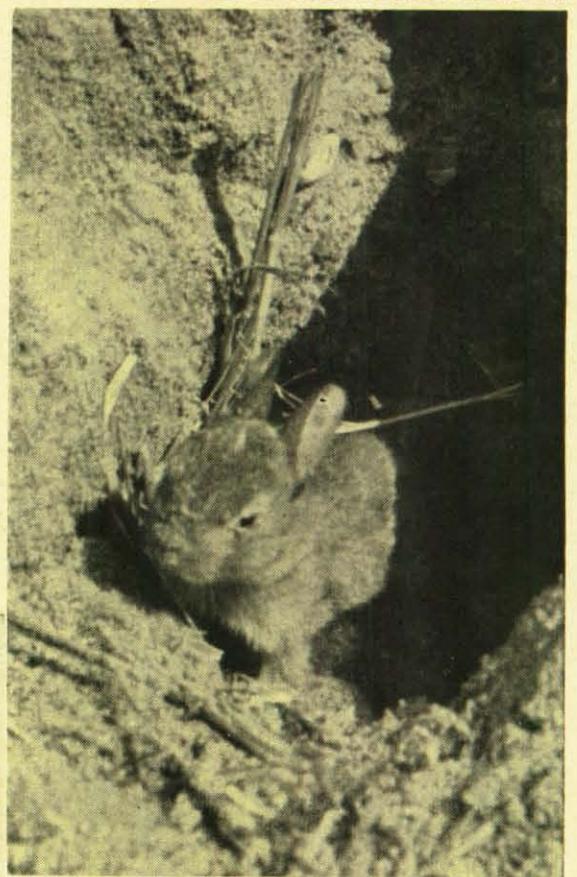
Unter den Wassertieren ist der Haubentaucher ein kunstfertiger Nestbauer: aus Rohrstengeln und Wasserpflanzen fügt er ein Floß zusammen, das als

schwimmendes Nest wenigstens den Nichtschwimmern unerreichbar ist.

Unter den Insekten beherrschen Ameisen und Termiten meisterlich die Kunst, fast uneinnehmbare Festungen zu errichten. Tief im Innern ihrer kunstvollen Bauten bringen sie das Kostbarste unter, was ihr Volk besitzt, die Königin, welche die Fortpflanzung ihrer Art sichert, und den zarten Nachwuchs.

Ob der Lebensraum der Tiere die Luft, das Wasser oder die Erde ist — allenthalben finden sie Möglichkeiten, ihr Leben in Sicherheit zu bringen und ihren Nachwuchs in Geborgenheit aufzuziehen. Was der Mensch mit viel Überlegung erreicht, fällt den Tieren als Geschenk der Natur zu, die ihnen den Instinkt als eine Art Verstand des Körpers gab.

Auf Sand gebaut hat die Kaninchenmama, die ihre Jungen in diesem Erdloch gebar. Der Sandberg gehört zu einer sehr weiträumigen Baustelle. Tierliebe Arbeiter schonten ihn.



Rechtzeitig verschwinden ist das Gebot der Steinböcke, die sich bei Gefahr einfach in Felsspalten ducken.



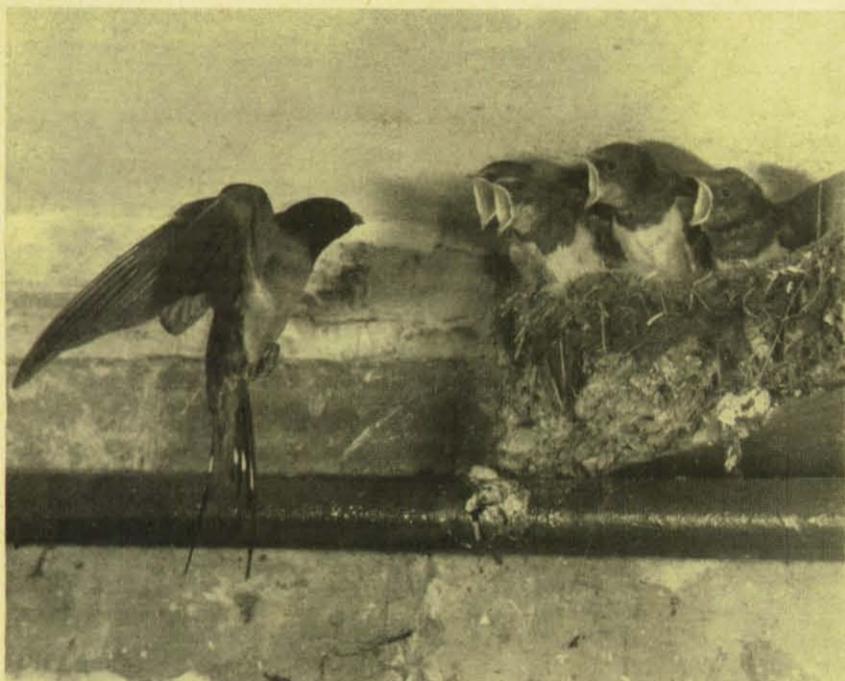
Schutz aus Instinkt — Nest, Höhle, Tarnkleid



Die Möwe nistet im Strandhafer, dessen Dickicht für den spähenen Blick beute-lustiger Feinde nur schwer zu durchdringen ist. In dieser Geborgenheit bringt sie ihre Jungen unter. Sie sitzen in einer Mulde, die ausgebreiteten Flügel der Mutter gewähren ihnen zusätzlichen Schutz. Die Möwe ist nicht der einzige Vogel, der seine Umge-bung weitgehend als natürlichen Schutz be-nutzt. Viele Artgenossen tun es ihr gleich.



Der Waldkauz, der den Tag meist reglos verbringt, ist als Raubvogel mehr Feind, als daß er selbst Feinde hat. Nachts sieht er so scharf, wie es sich für Eulen schon sprichwörtlich schickt, tagsüber ist er nicht sehr sehtüchtig. Als gutgesicherte Nist-stätte richtet er sich eine Baumhöhle ein, die einen idealen Unterschlupf bietet. Hier sieht man ihn am Eingang seiner ihm von der Natur fertig gelieferten Wohnung.

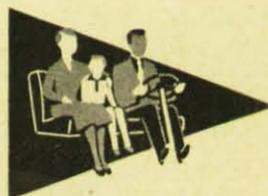


Ein dauerhaftes Nest bauen sich die Schwalben. Sie vertrauen es dem Schutz des Kuhstalles oder eines Dachvorsprunges an und suchen es jeden Frühling wieder auf. Was sie nicht wissen, ist, daß sie sich durch die Wahl ihres „Bauplatzes“ dem Schutz des Menschen unterstellen, unter dessen Dach sie als höchst willkommene Hausgenossen nisten.



„Schnee ist der beste Schutz“, scheint sich der Eisbär zu sagen, wenn er sich eine Mulde im Schnee oder einen sicheren Platz unter einem Gletscher- oder Felsvorsprung sucht. Er läßt sich darin einfach zuschneien. In solchen „Schneehütten“, deren Dach bei jedem Schneefall weiterwächst, bringt die Bärin ihre Jungen in Sicherheit zur Welt.

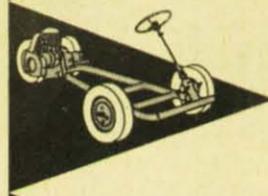
Freude haben - Kosten sparen BMW Isetta fahren!



... innen groß
Auf breiter Polsterbank Platz für 2 Erwachsene und 1 Kind. Reichlich Raum auch für Gepäck.



... außen klein
Parkt auf etwa 1/2 Autofläche. Bequemer Ein- und Ausstieg durch Fronttür.



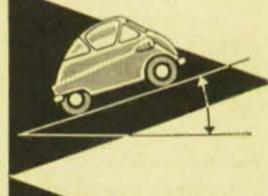
... fahrsicher
weil auf 4 Rädern, mit starkem Stahlrohrfahrge-stell. Tür schließt lautlos zuverlässig.



... allseitig geschlossen
daher wetterfest, doch mit Sonnendach und Ausblick nach allen Seiten - wie im Auto.



... praktisch
für jedermann, jeden Beruf, jeden Weg, jedes Wetter. Steuerermäßigung für den Arbeitsweg.



... kraftvoll, robust
wie sein berühmter 250 ccm BMW Motor. Höchstgeschwindigkeit 85 km/st. Steigvermögen 30%.



... wirtschaftlich
Jährliche Steuer DM 44.- (weniger als ein Großstadt-Dackel!) Normverbrauch 3,3 Liter/100 km.



Preis DM **2550.-** ab Werk

Bequeme Teilzahlung

Was das Auto wenigen gewährt, erfüllt das Motocoupé BMW Isetta allen - beruflich und privat.

BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN

RICHTIG LEBEN - besser S

**Immer fehlen
ein paar Minuten!**



Man muß schon rechtschaffen müde sein, wenn man auch auf einem so unbequemen Lager gut schläft. Es gibt Schlafgenies, die in jeder Lebenslage ein Schläfchen machen können.



Mit dem Schlafe fängt es immer dann an zu hapern, wenn man sich dabei etwas denkt. Der völlig gesunde und mit sich selbst in gutem Einvernehmen lebende Mensch schläft mühelos ein, wenn er sich zur Ruhe begibt.

Schlafstörungen deuten immer auf Lebensstörungen hin, entweder auf Lebensstörung oder auf sonstigen Krankheiten sind insofern das Einfachere, als sie sich durch Behandlung beheben lassen.

Anders steht es mit den verborgenen Ursachen von Schlafwierigkeiten. Zumeist liegen sie in unserer Lebensweise. Man muß schon sehr genau nach ihrer Ursache forschen, um sie ausschalten zu können. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die die wir unseren Tag verbringen, schon von vornherein die Art und Weise unseres Schlafes bestimmt.

Wie sieht denn ein Arbeitstag des Großstädtlers aus? Er steht unter dem Zeichen der Hetze. Unser Lebens-tempo hat sich zum Dauerbegleiter unseres Daseins gemacht. Zu dieser uns aufgedrängten Hatz kommt nicht selten eine selbstverschuldete hinzu. Ja, das fängt gleich morgens an, mit dem Aufstehen. Der Wecker hat seine Pflicht getan, der Schläfer ist dem Schlummer entrissen worden. Ach, noch ein paar Minuten im Bett — wie scheinen sie köstlich, und wie teuer bezahlt man sie, meist mit dem gesamten Tagesablauf. Denn die paar Minuten wollen eingeholt sein. Das wird versucht, indem Waschen und Anziehen mit

Kleiner Selbsttest

Haben Sie Talent zum gesunden Schlafen?

Neben Essen und Trinken ist der Schlaf die dritte Kraftquelle für unsere Lebensenergie. Der nachstehende Test legt Ihnen zwölf Fragen vor, aus deren Beantwortung Sie ersehen können, ob Sie diese Kraftquelle nicht fahrlässig selbst zuschütten:

	Ja	Nein
1. Wissen Sie genau, wieviel Schlaf Sie unbedingt benötigen?	5	0
2. Sind Sie bemüht, dieses „Schlafpensum“ auf jeden Fall zu erfüllen?	5	0
3. Kommt es vor, daß Sie abends müde sind, aber trotzdem nicht einschlafen können?	0	5
4. Nehmen Sie Ihre Mahlzeiten zu regelmäßigen Zeiten ein?	5	0
5. Sind Ihre Kissen und Bettlaken morgens sehr zerwühlt?	0	5
6. Haben Sie oft beklemmende Träume?	0	5
7. Glauben Sie, daß Ihr Körper genug Bewegung hat?	5	0
8. Fällt es Ihnen schwer, morgens aus dem Bett zu finden?	0	5
9. Wachen Sie nachts leicht auf, ohne wieder einschlafen zu können?	0	5
10. Beschäftigen Sie sich noch beim Schlafengehen mit Ihren beruflichen oder privaten Sorgen?	0	5
11. Bleiben Sie manchmal im Bett liegen, obwohl Sie gar nicht mehr müde sind?	0	5
12. Versuchen Sie, beim Schlafengehen oder Aufstehen bestimmte regelmäßige Zeiten einzuhalten?	5	0

Schlafbedürfnis und Schlafgewohnheit, Der Mensch hängen von seiner Konstitution, von Lebensalter, Beruf und vom allgemeinen Lebensrhythmus ab. Ein Allgemeinrezept, das jedem unbedingt den erhofften Schlaf verschafft, läßt sich daher leider nicht verabfolgen. Wer aber in unserem Test weniger als 35 Punkte hat, sollte prüfen, ob nicht eine gründliche Änderung seiner Schlafgewohnheiten ratsam wäre.

SCHLAFEN



Diese beiden sind in gesunden Schlummer versunken. Beide sind gut gebettet, ein jedes auf seine Weise. Das kleine Mädchen liegt völlig gelöst da und träumt, Mieze hat es sich „tierisch“ bequem gemacht. Ein beneidenswertes Idyll.

Rekordgeschwindigkeit erledigt werden. Ein überhastetes Frühstück wird als Zeitraffer mißbraucht.

Noch immer fehlen ein paar Minuten. Nun, das werden wir schon kriegen. Jetzt geht die Jagd auf die Bahn oder den Autobus los. Hurra, es hat geklappt. Der Minutenjäger freut sich, seine Nerven und sein Magen jedoch freuen sich nicht mit. In den Nerven bleibt ein unruhiges Schwingen zurück, der Magen verarbeitet nur widerstrebend das, was man so eilig in ihn hineingeschickt hat. Der Eilkünstler merkt davon zunächst weiter nichts, als daß er sich nicht gerade hochgemut gestimmt fühlt.

Jetzt beginnt meist die von außen diktierte Hetze. Das Arbeitspensum weist einen bedrückenden Umfang auf. Statt nun eins nach dem andern ruhig abzuwickeln, lassen sich viele Menschen in Hast hineinreiben. Die Nerven vermerken das übel. Sie hoffen auf die Mittagspause, die vielleicht etwas Entspannung bringt. Die Armen — sie haben vergebens gehofft. Denn jetzt wirkt die Hast automatisch weiter, das Essen wird im Eiltempo verschlungen. Man sollte doch noch Zeit für eine Zigarette gewinnen, nicht wahr? Ironie des Schicksals: die Zigarette, die beruhigend wirken sollte, vermehrt die Unruhe.

In dieser unglücklichen Verfassung wird der zweite Teil des Arbeitstages verbracht. Noch haben die Nerven die Hoffnung nicht aufgegeben: es kommt ja auch mal der Feierabend.

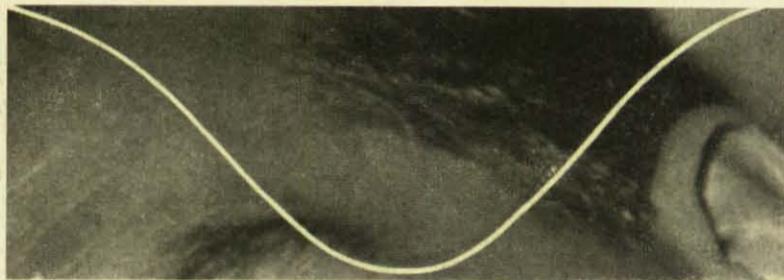
Er kommt — aber wie sieht er aus? Eilig nach Hause, eilig zu Abend gegessen — man will ja schließlich noch was vom Leben haben, will in den Film, will einen Besuch machen, die berufstätige Frau will noch ihre häuslichen Pflichten erledigen. Kurzum: mit der Muße ist es wieder nichts.

In allen Fasern gespannt legt sich der Mensch ins Bett. Jetzt rächen sich die mißhandelten Nerven. Sie

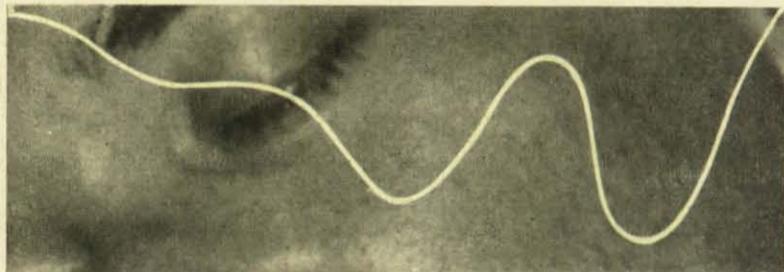


Daß dieser Schlaf keine Erquickung bringen kann, sieht jeder. Der Körper ist völlig unentspannt, und die Gesichtszüge zeigen deutlich, daß die Schläferin alle ihre Sorgen in den Schlaf mit hineingenommen hat. Wer so schläft, schläft nicht wohl und findet kein „sanftes Ruhekissen“.

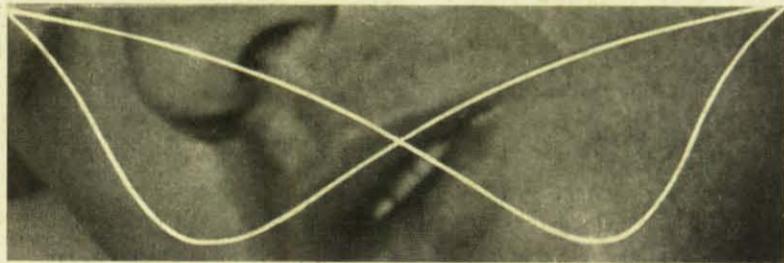
So sieht die ideale Schlafkurve aus: vom Wachen gleitet der Mensch allmählich in einen sich immer mehr vertiefenden Schlaf, der dann ein paar Stunden lang in großer Tiefe anhält. Ebenso allmählich wird der Schlaf dann wieder oberflächlicher, bis er schließlich ins Erwachen übergeht. Aus solchem Schlaf erhebt sich der „solide“ Schläfer wirklich erfrischt und wie neugeboren.



Diese sozusagen „flackernde“ Kurve gibt den Schlafverlauf bei einem unruhigen Schläfer wieder. Einer Zeit mäßiger Schlafentiefe folgt ein Abschnitt seichten Schlafes, auch wohl ein kurzes Erwachen. Dann setzt ein neuer Abschnitt tieferen Schlafes ein. Wenn die Schlafentiefe mehrmals nachts nachläßt, erwacht ein Schläfer dieses Typs natürlich nur sehr wenig ausgeruht.



Hier sind 2 Kurven gegenübergestellt, die das Schlafbild zweier entgegengesetzter Typen von Schläfern verkörpern. Die eine führt rasch zur Tiefe, sie gehört dem „Abendschläfer“, der rasch tief einschlüpft und morgens frisch erwacht. Die andere senkt sich zögernd, der Schläfer erreicht erst spät genügende Schlafentiefe. Der „Morgenschläfer“ steht ungern früh auf.



können sich nicht so schnell beruhigen, an ein Einschlafen ist nicht zu denken. Also liest man noch etwas Spannendes. Damit bringt man sich um die letzte Aussicht, noch einigermaßen rasch einzuschlafen. Und als nun endlich, endlich der Anschluß an den Schlaf erreicht ist, ist die Spanne, die zum richtigen Ausschlafen nötig ist, zu kurz. „Schlaf schneller, Genosse“, ist eine unerfüllbare Forderung.

Man schläft nicht nur, wie man sich bettet, man schläft so, wie man lebt und seinen Tag gestaltet hat.

Wieder tut am nächsten Morgen der Wecker sein Werk, und wieder besiegelt schon der neue Tagesanfang das Schicksal des ganzen Tages und damit das der kommenden Nacht.

Schlaf ist unter anderem eine Frage der Ordnung, der äußeren wie der inneren. Wer Ordnung in sein Leben bringt, wird keine Schlafschwierigkeiten haben. Vor allem: nichts auf die beliebte lange Bank schieben! Beantworte Briefe sofort, beseitige kleine Schäden an der Kleidung auf frischer Tat. Der überquellende Flickkorb, der überladene Schreibtisch — sie mahnen unablässig: „Das ist noch zu erledigen!“, und diese stumme Mahnung hält uns wach, wenn wir auf den Schlummer warten. Mach reinen Tisch, sowohl mit den kleinen Pflichten wie auch mit den Sorgen des Tages. Alles, was sich auch bei gutem Willen nicht bewältigen ließ — verabschiede es energisch an der Pforte des Schlafes. Innere Aufräumtheit zieht

den Schlaf herbei. Das alte Wort vom guten Gewissen als einem sanften Ruhekissen ist keine leere Redensart.

Im Gegensatz zu dieser inneren Vorbereitung auf den Schlaf, zu der es auch gehört, ein Steckenpferd zu hegen als Ausgleich zu der einseitigen Anspannung des Tages, sind die äußeren Möglichkeiten, den Schlaf zu begünstigen, einfacher zu verwirklichen.

Also: Das Schlafzimmer gut gelüftet halten, für eine gute Matratze sorgen, sich nicht zu warm und zu schwer zudecken, nicht noch kurz vor dem Schlafen eine ausgiebige Mahlzeit zu sich nehmen, den wachen Teil des Tages mit einer lauwarmen Abwaschung beschließen, im Bett allenfalls noch eine leichte, heitere Lektüre zur Hand nehmen — kurz: sich entspannen in körperlicher wie in geistiger Hinsicht, das alles macht das Geheimnis der Schlafkünstler aus.

Die Stunden des Schlafes sind eine unübertreffliche und unersetzliche Möglichkeit, seine Kräfte wieder aufzufüllen. Unsere Mütter wußten den Schlaf als kostenloses kosmetisches Mittel zu schätzen, immer wieder priesen sie ihren Töchtern den „Schönheitsschlaf“ an. Was wir unseren Müttern nicht glaubten — unserem Spiegel müssen wir es glauben. Vergleichen Sie Ihr Spiegelbild nach einer durchwachten Nacht mit dem, das Ihnen nach ausreichender Nachtruhe entgegenlächelt. Worte erübrigen sich dann von selbst.



Ein Leben lang

NOVELLE VON DOROTHEA HOLLATZ

Es war am Abend des Tages, da sie die Herrin begraben hatten. Jeder hatte das Bedürfnis, etwas auszusagen. Der eine: Sie hat mich mal verbunden, als der Baum mein Schienbein zerbrach, und das vergeht ich zeit meines Lebens nicht. Der andere: Und Augen hat sie gehabt, als wenn sich der Himmel in dein Gewissen bohrt. Der dritte wußte zu melden, daß in ihrem Testament der Satz gestanden habe: Schützt den Berthold vor Not im Alter; und darüber habe sich der Mann geärgert und auch der Sohn; denn sie wußten nichts damit anzufangen.

Sie hieß Cäcilie, aber die Dörfler nannten sie nur die Lüttje, damals, vor Jahren, nur nicht der Berthold. Der sagte immer nur „das Fräulein“. Er war immer schon merkwürdig gewesen, und so recht klug ist nie jemand aus seinen Worten geworden; sie flossen sparsam. Und dieser Berthold ist nun gleich nach ihrer Beerdigung auch gegangen, sonderbar ist das alles. Er hat dabei gemurmelt: „Das geht nicht, daß ein Kind seinen Vater schlägt...“ und hat sich davongeschlichen.

Er durfte dem Fräulein die Schultasche tragen, eine braune Ledertasche mit zwei Nickelschlössern. Zwanzig Minuten waren es vom Gutshaus zur Schule, und welch ein Weg! Die Kinder hoben die Nasen und schnupperten in die Luft. Dieser süßsauerliche Geruch nach Kartoffeln, mit Kleie vermischt, der vom Stall herströmte, der scharfe Geruch der Tiere selbst, der bittere von den Obststauden und der milde, der aus den Blättern des Jasmin floß — das gab eine Mischung, die sich ins Gedächtnis einfräß, unvergänglich. Und später ein Stück Landstraße, von Birken gesäumt. Das Fräulein sollte nämlich nicht im Wagen fahren, damit die Kinder im Dorf nicht neidisch würden, aber vielleicht war es auch wegen der Gesundheit, damit sich die Lüttje etwas bewege, denn sie war trotz Sonne und Fürsorge immer blaß wie eine Zimmerpflanze. Damals war sie sechs Jahre alt, und als sie später in die Stadt zur Schule fuhr, waren drei Jahr um, so daß der Berthold also drei Jahre lang dem Fräulein die Schultasche hatte tragen dürfen, der Hütebub aus dem Schafstall, der Mutterlose mit den ernstesten Augen und dem Nichts an Hab und Gut. Allerdings konnte er damals schon Socken stricken, aber das durften die Mädchen nie erfahren, er wäre vor Scham in die Erde gesunken. Und durch diesen Schulweg ist alles gekommen, denn drei Jahre, das sind dreimal Frühling und Herbst, dreimal Sommer und Winter, und das ist nichts Geringes, zumal in der Jugend, wo jeder Tag eine kleine Ewigkeit umschließt und die Zeit noch nicht mit dem Metermaß gemessen wird. Und

sie hatte Locken, die Lüttje, so braun wie Kastanien im September, wenn sie vom ersten Sturm zu früh vom Stamm und aus der Schale geschleudert werden, solch ein helles, unschuldiges Braun. Und sie sagte einmal zu dem Jungen: „Du, Berti, mein Vater hat gesagt, deine rübelgelben Stoppeln auf dem Schädel wollte er wohl mal mit der Sense mähen, ehe der Schnee fällt.“ Aber da tat es der Berti schnell selbst, mit der Schere im Schafstall, und alle haben sich gebogen vor Lachen, weil's so zackig wie ein schlecht gemähtes Roggenfeld aussah, aber das Fräulein hat gesagt: „Komm um drei hinters Wasser, ich bring dir's wieder in Ordnung, ich will nicht, daß sie über dich lachen.“ Und mit Fingern wie Blumenstengeln hat sie auf seinem Kopf herumgespielt und mit der kleinen Stickschere hantiert, und zuletzt war's ein Scheitel, genau über dem linken Auge, und nichts mehr zum Lachen für die Gafflustigen und ein aufgeblühter Himmel mit tausend Sternen in Bertis Herzen. Denn er hatte nur einen gichtkranken Vater und zwei größere Brüder; da gab es nicht viel zu lachen, und daß jemand seine Hand an sein Haar legte ohne Geschrei und Eile, das war noch nie geschehen. Der Barbier zu Weihnachten ging anders mit ihm um.

Also später ist die Lüttje in die Stadt gefahren zur Höheren Schule, sie hat viel gelernt, und manchen Nachmittag hat sie mit dem Berthold am Zaun der Koppel gestanden und ließ ihre Rede wie einen Plätscherbach niederrieseln, und der Junge wurde des Zuhörens nicht müde, und jede Stunde war zu kurz — was hatte er sonst im Leben? Das Fräulein wuchs wie eine Pappel in die Höhe, ein schönes Mädchen, fürwahr, und sie trug einen Armreif, der das Handgelenk umspannte, und außerdem einen Ring aus Stroh geflochten. Aber der war bald zerknickt, und sie sagte: „Du müßtest mir gleich ein ganzes Dutzend machen, Berti, damit ich immer einen Ersatz habe.“ Aber er hat außer dem einen keinen mehr geflochten.

Das ist alles nicht so wichtig, wichtiger ist, daß keine Woche verging, ohne daß Lüttje zu ihm, dem Hüteberti, gelaufen kam und bat: „Du, es hört und sieht grad' keiner, spiel mir etwas vor, ich bin so traurig. Man will nämlich nicht haben, daß ich sooft mit dir zusammen bin, ich soll mir eine Freundin aus der Stadt mitbringen, aber wir beide kennen uns doch schon so gut und so lange.“ Und dann setzte sie sich mit dem hellen Schulkleid auf die Holzrampe oder auf den getünchten Grenzstein, legte den Kopf auf die Knie und lauschte. Und der Junge blies sich das Herz leer auf der selbstgeschnittenen Haselflöte, um das Fräulein zu er-

freuen, und es sagte: „Schön spielst du, Berti, das tröstet so gut.“ Und sah auf, aber es waren keine Augen, sondern die Sterne der Unschuld, die ihn anglänzten. — „Aber, Fräulein, Sie weinen?“ — „Wenn wir allein sind, mußt du du sagen, Berti, sonst werd' ich noch trauriger.“ — „Warum bist du denn traurig?“ Und er bedachte, daß das Fräulein doch alles in Besitz habe, wonach er und seinesgleichen zeit des Lebens Verlangen trugen. — „Es ist alles so schwer, Berti, aber das verstehst du nicht, das ist nur für mich so.“ Und dabei schaute das Fräulein so abwesend über ihn hin, als suche sie weiß Gott was in der Ferne, und es gibt ja auch höchst befremdliche Geschehen und geheimnisvolle Dinge, daß jemand wider seinen Willen in Schlaf versetzt wird oder Worte spricht, die ein anderer Wille ihm aufzwingt. Und zuweilen schien es sogar, als habe eine schleichende Krankheit von dem Fräulein Besitz ergriffen, vielleicht ein Leiden des Gemüts, während der junge Berthold nicht wußte, wohin mit seiner Kraft. Arbeit gab es rechts und links für ihn, und die Mädchen winkten ihm zu wie Frühlingskirschen, aber in seinem Herzen war nur ein einziges Leuchten von den ersten Hosenbeinen an: das Fräulein, dem er drei Jahre lang die Schultasche getragen hatte. Alles andere glitt von seiner Sehnsucht ab wie Oltropfen am Stahl, und nur dadurch geriet alles in Unordnung, obwohl er es als Vermessenheit, als Verwegenheit ohnegleichen empfunden hätte, auch nur einen Gedanken der Liebe in ihre Nähe zu tragen.

Und er wuchs und wurde hellhörig für die Dinge des Lebens, die Augen öffneten sich wie unter einem Zauberwort, die Hände lernten zufassen, und die Lippen begannen, ihre Möglichkeiten zu ahnen.

Es begann nun die Zeit, da die jungen Männer der Herzschatz schmerzt, wenn sie ein Mädchen im Arm halten beim Tanz, und es genügt schon ein Blick von weitem, um weiche Knie zu bekommen, aber der Berthold hatte nur das Fräulein im Sinn, Gott steh' ihm bei, soviel braune und saftige Wangen sich auch an die seine drängten. So schwamm eine Ernte in die andere, der Winter deckte zu, was der Herbst für den Frühling bereitet hatte, der Schnee fiel in Massen, und die Märzsonne leckte ihn mit warmer Zunge wieder auf. Und so wurde das Fräulein eines Tages achtzehn Jahr, und jemand im Dorf zog den Berthold zur Seite: „Weißt du schon, daß die Lüttje sich verlobt hat?“ — „Nein“, sagte er, und das Wort gefror ihm auf der Zunge. — „Mit dem Kuno Trapp von drüben.“ — „Soso, mit dem...“ Er trat zurück und lehnte sich, so lang er war, über die

Futtersäcke und biß in die Jute, um nicht zu schreien; sein Leben lang schmeckte er's wie Sägemehl zwischen den Zähnen, süß-sandig. Denn der Kuno Trapp war ein Liederlicher, mit dem Geld der Großeltern erzogen, in teure Kleider gesteckt, durch die Schulen gepreßt mit Mühe und Not und nun drüben auf dem Gut seines Vaters beschäftigt. Und gerade der? Ach, es war wohl dummes Gerede nur, aber es fraß am Herzen wie ein Wurm am Frühlingsblatt.

Einmal war es Nacht, Dezember. In der Weihnachtswoche. Ein ganzes Jahr und länger trug die Lüttje nun schon den Ring am Finger und weinte öfter als zuvor. Ja, Nacht ist es. Berthold ist im Stall geblieben, weil das eine Mutterschaft krank ist, das darf man nicht so hingehen lassen. Er nahm die Flöte und blies, spielte die paar Lieder, die ihm der vergangene Sommer eingab. Und wie er so blies und dann und wann dem Tier das Stroh gegen die Flanke schüttete und die Decke überlegte, sah er, daß sich die Türklinke der hinteren Stalltür senkte. Oha, dachte er, was ist los, und lief den Gang entlang, es war wenig Licht nur, denn damals gab es noch nicht überall das Elektrische. Und er fragte hinaus, wer da sei. Und wieder senkte sich die Klinke. Da wußte er's, daß es das Fräulein war, und drehte den Schlüssel um. Denn es gibt Ströme, Freund, die trügen nicht, du magst an Gott glauben oder nicht, an die Hölle oder nicht, an diesen Strom von Herz zu Herz mußt du glauben, er ist eine der Wahrhaftigkeiten auf Erden, weil er sich vom Himmel zur Erde nieder kämpft und seinen unwandelbaren Weg durch die Seelen zweier Menschen nimmt.

Ja, es war das Fräulein, es war Lüttje. Pantoffeln, ein Kleid vielleicht, ein Mantel drüber... Berthold sah es kaum. Er begriff es so wenig, wie ein Kind es begreifen wird, wenn man ihm sommernachts Sterne in die Arme schüttet. Schlagt ihn nicht tot für das, was er tat, ohne es zu wissen: er weitete die Arme und schloß sie wieder, und in der Rundung lag das Fräulein eingebettet und weinte auf den geflickten Kittel nieder, und das Zittern ihres Körpers ging auf seine Glieder über. Als hätte Gott ihm die Zunge herausgeschnitten, so stumm war er. In der Woche vor Weihnachten, draußen lag es weiß, der Himmel war verhangen, und über den Hof hin duftete es seit Tagen nach Zimt und Kardamom, nach Anissherzen und Honigmännchen, nach Kraut und Schweinernem. Und er, der Berthold, hatte die Stallwache, und an seinen Leib gepreßt stand die Braut vom Kuno Trapp mit seinem Ring am Finger, stand so dicht, daß ihre Lippen seinen Joppenaufschlag berührten. Und Berthold verharrte wie ein Klotz und

dachte: Nur weiter so, tiefer hinein ins Herz, damit es endlich zerspalte, denn dieses kann niemand aushalten.

Er fragte sich später: Wie lange standen wir so? Oder: Was wollte die Lüttje eigentlich von mir, und warum weinte sie denn schon wieder? Und auf alles müßte er antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn jemand gesagt hätte: Du hast wohl geträumt, so hätte er geantwortet: Dasselbe glaubte auch ich, aber wovon sollte denn meine Joppe in Schulterhöhe naß sein, wenn nicht von den Tränen des Fräuleins, und wie kommt ein kastanienbraunes Haar an meinen Armelknopf?

Er legte sich gegen Morgen, als alles vergangen war wie eine Seifenblase, eine kurze Zeit auf die Säcke und wußte es nun: daß das Schicksal sein Schwert nicht einmal, sondern zehnmal seinem Widersacher ins Herz stößt. Man muß um diese Dinge wissen, sonst hat man nicht gelebt. Selbst wenn der Tod einem über die Schulter schaut. —

Und im Frühjahr sollte des Fräuleins Hochzeit sein. Aber zwischen Weihnachten und dem Frühling liegt die Zeit der großen Schneeschmelze, und es geht im Menschen um und um, und wenn die Tage länger werden, spürt er den Saft steigen, nicht anders als wäre er ein Weidenstecken oder ein Halm unter der Winterwatte. Und an solch einem gefährlichen Tag stand der Berthold an der Kirchhofsmauer, als das Fräulein mit den Eltern und dem Bräutigam zum Gottesdienst ging. Er zog seinen Hut und sah es bleich wie ein Leinentuch zur Seite des Herrn Trapp, der wie ein roter Granatapfel glühte, und Berthold sagte sich: Bei allen vier Winden, du wirst das Fräulein selbst fragen, was los ist, und wenn du nichts hast als deine Flöte, ein Stück Wiese und zwei Paar Schuhe, davon das eine in Fransen hängt: Du wirst sie fragen. Denn allemal ist es besser, daß du zugrunde gehst an der Stoßkraft des Schmerzes, als dahinzusiechen an den tausend dünnblütigen Leiden der Ungewißheit.

Und er hat sie gefragt, draußen an der Grenzweide, sonntags mal, als alles im Haus nach der guten Mahlzeit schlief. Da ist er ihr nachgegangen, und als sie sein Kommen fühlte, blieb sie stehen, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich wußte es. Wie gut, daß du da bist.“ — Ja, wenn er ein anderer gewesen wäre, er hätte schon gewußt, was tun mit dem Fräulein nach diesen Worten. Er lächelte sie an, und die Röte stieg aus ihrem Herzen, durch den zarten Hals bis in ihr Antlitz. Er hielt ihre Hand und war sich bewußt, wohl nie etwas Kostbareres halten zu dürfen. „Ist es so schwer?“ fragte er schließlich und spielte sich dadurch künstlich zum Größeren, Weiseren auf; aber es half ihm wenig, denn wieder schien das Fräulein auf sonderbare Weise fern. Und es gibt ja auch zweifellos zwischen Schlaf und Wachsein ein Mittelding, einen Grenzpfad zwischen oben und unten, ohne die Schwere des Bewußtseins und ohne die Qual der Ohnmacht. Es sind dies die lichtesten Augenblicke. Aber all das hat sich Berthold erst später im Leben gesagt, er hatte ja soviel Zeit zum Nachdenken, er hat vierzig Jahr lang die Schafe betreut. —

Wird da oben der Wind geht, Ende Februar, so ist das nicht so, als ginge er irgendwo anders. Da orgeln die Kiebitz' arme übers Land und fegen das Meerwasser gegen die Deiche, und die Stürme toben mit beispielloser Kraft. Da treibt manch Boot kieloben, das Wasser ist ungeduldig, und es kracht unter der Fessel des Frostes und donnert durch die Nächte. Und die Wildenten schmecken schon den März unterm Gefieder, über die Äcker schwirren die Raben, und die Haubenlerchen trippeln über die aufgetaute Straße, und eine große Unruhe durchzieht das ganze Leben.

Sie setzten sich auf einen Weidenstumpf, eng zusammen, denn das Holz bot nicht viel Raum, und wenn Berthold kühner gewesen wäre, hätte er dem Fräulein seines feinen Kleides wegen die Knie zum Sitz angeboten. Aber da war auf der linken Seite ein grauer Flecken, der tat seinen Augen weh, und er meinte, es schicke sich wohl auch nicht, die Braut eines an-

dern auf den Schoß zu nehmen. Aber der Ring des andern war so schwer, daß die Hand wie ein Pendel absank. Es war solch ein Tag im späten Februar, da der Saft in der Erde noch schläft, aber schon zu gären beginnt, und das Fräulein sagte nun etwas Sonderbares, nämlich: „Ich werde Ostern heiraten. Ostern liegt spät in diesem Jahr. Mein kranker Vater will es so, und meine Mutter wünscht es auch. Es hängt mit den Gütern und Liegenschaften zusammen. Ich sagte ihnen: Aber ich liebe den Kuno Trapp nicht, doch sie wollten davon nichts wissen und meinten, das gäbe sich schon. Es gab ein Hin und Her, und meine Mutter fing an zu weinen, weil sie fürchtete, mein Widerspruch könne meinen Vater das Leben kosten. Nun will ich aber lieber selber weinen, als meine Mutter weinen sehen, das war von je so, und dann ist es auch schwer, allein gegen die ganze Verwandtschaft zu stehen, denn sie sind alle entzückt von der Verbindung. Das ist bei uns anders, Berti, als bei euch Männern, wir dürfen keinen Trotz haben. Aber es wird eine Zeit kommen, vielleicht ist sie schon längst da, und ich habe nur keinen Teil daran, weil ich von allem so weit weg bin, da werden die Mädchen nach ihrem Herzen heiraten dürfen, und dann werden weniger Tränen fließen, denn jede Art von Zwang ist ungut. Aber mein Gemüt ist nicht für Aufruhr geschaffen, und manche sagen, ich würde den Härten des Lebens schlecht standhalten. Jedoch, man weiß es nicht, möglicherweise werden sich alle wundern. Aber einmal, Berti“, und die Lüttje sah ihn mit großen glühenden Augen an, „einmal möchte doch jeder so geliebt werden, wie es von Gott gewollt ist, und auch so lieben, aus der Tiefe des Herzens heraus. Dann will ich das Leben lang artig sein, wenn ich mir zu jeder Stunde zurückrufen kann: *Erinnere dich! Einmal hast du umarmt, wo dein Herz liebte, liebte...* Um Gottes willen, was sag ich! Hast du's gehört, Berti? Vergiß es! Nein, denke Tag und Nacht dran. Oh, mein Kopf zerspringt mir...“ Sie war farblos und zart wie ein Glas und schön wie der Himmel im Mai, und Berthold fühlte, es ging ums Leben. Das sagt einem niemand; aber es läutet wie eine Sturmglocke: Bei der Unsterblichkeit der Seele, halt den Atem an, dies ist kein Spiel, dies ist das Letzte, was ein Mensch sagen kann. Er saß reglos und hörte auf das Brausen in seiner Brust. „Aber Mädchen“, sagte er leise, und sie legte die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Zwei Monate lang hielten sie sich beide wie auf einem schwebenden Balken über dem endlosen Abgrund, und es gab nichts als das Warten am Tag, daß er ginge, und ein Warten in der Nacht, daß er wiederkäme, auf daß er wieder ginge. Sie fühlten den Frühling das Land abtasten, spürten ihn eindringen in jede Pore, horchten auf die Stimme des Wachsens und sahen das winzige Korn die harte Scholle hochstemmen, als sei ein Wollgrasflöckchen. Sie hörten die Lockrufe der Vögel, begrüßten die heimkehrenden Störche und fanden doch nicht zueinander, denn das Meer zwischen ihnen, das Meer war unendlich tief. Sie mieden sich und suchten sich, ihre Blicke brannten sich bis ins Mark ein, und ihre Gedanken rieben sich aneinander wund, sie fanden keinen Beginn — oder kein Ende? Das Meer lag zwischen ihnen und der Ring... Bis die große, ewige Mutter Natur sie an ihr Herz bettete und sie ausruhen ließ von langer Qual. —

So haben die Liebenden einmal nicht gewußt, was Himmel und Erde ist, wo ihre Wohnung und was ihre Arbeit ist. Sie haben mitten in der Glut gestanden und erkannt, daß, was aus reiner Quelle fließt, nicht unrein sein kann. Und sie wuchsen am Begreifen und verstanden das Korn und die Tiere und den schweren Gang des Jahres. Zeugung, Geburt, Leben und Sterben — mehr

gibt es nicht. Alles andere liegt darin eingeschlossen, auch der Geist in seiner Vielfältigkeit. Wer diese Dinge begreift, der ist am Ende, und so waren die Liebenden am Ende, noch ehe die Lebensjahre sie zum Beginn gerufen hatten. Sie waren allem weit voraus, auch wenn es schien, daß sie hintenan gingen.

Damals, da ging es so weiter, wie Tag und Nacht unaufhaltsam weitergehen. Ehe er's ganz begriff, war es schon vorüber. Es war schwer. Er hat mit dem Fräulein kein Wort darüber gesprochen, wie durfte er wohl! Nie. Sie wurde dann ja auch bald die Herrin zur Freude aller, und dann kam der Sohn. Berthold hat das Kind auf manches Pferd gehoben, er hat's auf den Knien geschaukelt und hat ihm Stöckchen geschnitzt, und er hat sich das Kind sehr genau beschaut. Es sah seiner Mutter ähnlich, und dann hatte es in der Leistengegend eine kleine sonderbare Verdickung, auf der die Haut sich schrumpfte, ein ungefährliches, beinahe witziges Muttermal. Und um dieses Fehlers willen hat Berthold das Kind geliebt mit allem Stolz und mit aller Zärtlichkeit eines Mannes. Denn die kleine Stelle am Leib... Und er tastete verstohlen nach einer kleinen Muskelverdickung, pfenniggroß, auf der seine Haut sich schrumpfte. Und lächelte still vor sich hin.

Die Jahre versanken in Arbeit und Pflicht, und allmählich kam eine tiefe Ruhe über ihn, wie die Natur sie den Auserwählten zu schenken beliebt. Und dann ist er als Großer noch in den Krieg gekommen und hat gedacht, das gefräßige Maul, das so viele zwischen den Zähnen zermalmte, würde auch ihn behalten, und das wäre wohl das Beste für alle. Aber der Krieg hat seine Launen, und den Berthold gab er zurück. Als er beim Weggehen der Herrin Lebewohl sagte, gab sie ihm die Hand, zum erstenmal seit Jahren wieder einmal, aber er blieb ganz ruhig, es hatte ja alles seine innere und äußere Ordnung bekommen. Sie sagte: „Gott behüte dich, Berti.“ Und als sein Blick in dem ihren lag, fügte sie leise hinzu: „Komm wieder.“ Und dieses letzte Wort hat sein Gewissen zurechtgebogen und ihm bestätigt, worüber man im Dorf schon bald nach der

Hochzeit redete: daß die Tage der Herrin arm an Freude seien und ihre Nächte einsam. Denn man erfuhr schon bald von den Flegelien des Mannes und davon, daß die Herrin ins obere Stockwerk gezogen sei.

Wie gesagt, der Krieg stieß den Berthold ins Leben zurück, aber es war nach all den Jahren alles still in ihm geworden, alles geegnet.

Aber dann starb die Herrin, viel zu früh für alle, die ihrer Obhut anvertraut waren. Und wie das Grab offen lag und der Herr Trapp stierte mit leerem Blick darüber hin, den Trauerflor wichtig am Armel, und begriff vielleicht zum erstenmal im Leben, daß da ein Engel gestorben war, weil die Frauen nicht aufhörten, in ihre Tücher zu schluchzen — und wie die Gräber zum Schaufeln ansetzten, da kam es noch einmal mit Gewalt über den Berthold, und es war ihm alles gleich, er zwangte sich in die vorderste Reihe und nahm die Hände voll Erde und warf sie hinunter, warf mehr und mehr, um die Tote ganz zudecken. „Genug jetzt!“ rief der junge Trapp; aber der Berthold kannte kein Aufhören. Die Erde war ihr erstes Bett gewesen, sie sollte ihre letzte Decke sein, und die Tote sollte fühlen, daß er es war, der sie ihr umlegte, der Hüteberti ihrer Kindheit. Aber da faßten ihn zwei Fäuste und stießen ihn zurück.

Wenn aber ein Kind seinen Vater zurückstößt und er muß sich stoßen lassen, dann soll er gehen. Oder er muß den Mund zur Rede auf tun und den Sohn unter vier Augen nehmen. Aber da würden sie den Berthold als Verrückten einsperren. Und wenn er ihm ein pfenniggroßes Stück an seinem Leib zeigte, würden sie gräßlich zu schreien beginnen und womöglich nie mehr aufhören, und hat das einen Sinn? Da ist das Weggehen richtiger. Jeder Mensch trägt eine Uhr in seiner Brust, und die schlägt zur rechten Stunde.

Und so ist der Berthold einen Tag später als seine Herrin davongegangen. Möglicherweise sind sie längst vereint in den himmlischen Gefilden, es kommt auf den Glauben an. Aber das ist gewiß: der Himmel kennt kein Meer, das tief genug wäre, Liebende zu trennen.

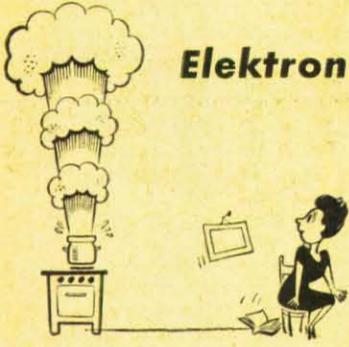


Und der Junge blies sich das Herz leer auf der selbstgeschnitzten Haselblöte, um das Fräulein zu erfreuen, und es sagte: „Schön spielst du, Berti. Es sollte nie aufhören.“

Heinzelmännchen

mit gespaltenem Kern

Elektronen helfen der Hausfrau



„Hundert Hände sollte man haben!“ seufzt die Frau, die gleichzeitig ihren Haushalt versorgen, die kleinen Kinder pflegen und beaufsichtigen und dazu noch eine leckere Mahlzeit für den Herrn Haushaltungsvorstand bereiten soll. Das ist das Mindestpensum, zu dem sich von Zeit zu Zeit die große Wäsche und ein gründlicher Hausputz, ein Flicktag und andere Mühsale gesellen.

Mit den hundert Händen zwar ist es vorläufig nichts — aber es steht der Vielgeplagten eine ausgedehntere Hilfe zur Verfügung. Sie kommt aus den Händen der Wissenschaft und ausgerechnet aus jenem Teil von ihr, der als die ausschließliche Domäne des Mannes gilt: aus der jungen Atomwissenschaft.

Die Welt des Atoms und der Atomkernenergie, zumal deren technische Auswirkung, scheint nämlich auf den ersten Blick eine ausgesprochen männliche Angelegenheit zu sein. Das sogenannte „Elektronengehirn“ zum Beispiel, eine Maschine, die dem Menschen einen bestimmten Teil der Arbeit abnimmt, dient vor allem dem Summe geistiger Kleinarbeit. Die Tatsache, daß die entfesselten Kräfte des Atomkerns in der Atombombe den Krieg „vervollkommen“ haben, scheint vollends zu besiegeln, daß für die Atomkräfte der Mann zuständig ist.

Aber je mehr man sich die Kernenergie für friedliche Zwecke dienstbar macht, desto deutlicher zeigt sich, daß die atomaren Kräfte der Hausfrau



das Leben erheblich erleichtern werden. Noch allerdings stehen wir im Beginn der Möglichkeiten, ihr die Arbeit des Alltags durch Atomenergie zu verringern.

Über der Tatsache, daß der Mann die Atomenergie für seine Zwecke gepachtet zu haben schien, wird leicht vergessen, daß die Frau einen ganz besonderen Anspruch darauf hat, an den Annehmlichkeiten beteiligt zu sein, welche die neue Macht gewähren kann. Denn es war eine Frau, Madame Curie, die 1898 das Radium und das Polonium entdeckte, zwei radioaktive Elemente, und die somit überhaupt erst das Tor zur Welt der Atomphysik aufstieß. Es war wiederum eine Frau, und zwar die Tochter der Madame Curie, Irene Joliot-Curie, die zur Mitentdeckerin der künstlichen Radioaktivität wurde, d. h. der Möglichkeit, einen nichtstrahlenden Grundstoff radioaktiv zu machen. Damit wurde sie zur Mitschöpferin der Grundlage für die Isotopenphysik und -technik, die eine zunehmende Bedeutung für die praktische Gestaltung des modernen Lebens gewinnen.

Die Frauen erwarten also nur ihren wohlverdienten Anteil an der Atom-

forschung, wenn sie heute in den Genuß der praktischen Ergebnisse gelangen.

In der Vorratshaltung z. B. zieht man bereits Nutzen aus den Arbeiten der Forscher. Jede Hausfrau kennt den unliebsamen Anblick, den ihre eingekellerten Kartoffeln ihr im Frühjahr bieten, wenn sie ihr die bleichen Triebe entgegenstrecken. Über den Anblick wäre noch hinwegzukommen — aber die Kartoffeln haben dann auch ihren Geschmack und ihren Nährwert verändert, da die keimenden Triebe die Stärke aufzehren, mit der die Hausfrau die Ihrigen zu sättigen gedachte. Röntgenbestrahlung — auch die Röntgenstrahlen beruhen auf atomaren Vorgängen — vernichtet die Keimkraft der Kartoffel, und so bleibt sie als Nahrungsmittel lange brauchbar.

Andere Vorräte sind durch Schädlinge bedroht, die ihren Hunger an ihnen stillen, ehe der Mensch sich ihrer bedienen kann. Bohnen, Erbsen, Getreidekörner sind in dieser Weise gefährdet. Mit Hilfe der Gammastrahlen, von radioaktivem Kobalt ausgesandt, kann man die Schädlinge in ihnen rechtzeitig entdecken.

In Amerika spannt man die Elektronen jetzt auch als Kochgehilfen ein. Es gibt dort den Elektroherd, bei dem die Erwärmung der Speisen durch Reibung der von den Elektronenstrahlen umgeschichteten Moleküle erfolgt. Auf diesem Herd wird Speck in 75 Se-

kunden gar, ein etwa 7 kg schwerer Truthahn ist in etwa 90 Minuten durchgebraten.

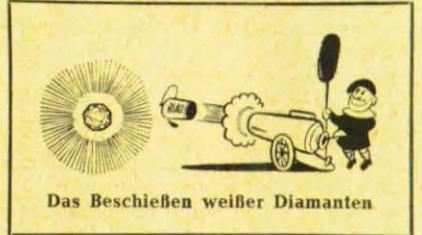
Lebensmittel über längere Zeit haltbar machen, oder hiesig behandeln, kühlen oder chemisch behandeln. Alle drei Verfahren haben Vor- und Nachteile. Neuerdings versucht man, die keimtötende Wirkung bestimmter Strahlenarten zur Lebensmittelkonservierung zu benutzen. Allerdings sind diese Bemühungen noch im Versuchsstadium. In Deutschland widmet sich die Bundesanstalt für Lebensmittelrisikoforschung in Karlsruhe diesen Problemen. Die besten Erfolge hat man bisher mit ionisierenden Elektronenstrahlen, den sogenannten „Betastrahlen“, sowie mit denen bei radioaktivem Zerfall entstehenden „Gammastrahlen“ erzielt. Die Verwendung von Röntgenstrahlen wäre zu kostspielig.

Elektronenstrahlen dringen verhältnismäßig tief und können ziemlich einfach erzeugt werden. Sie entfalten eine große biologische Wirkung. Zum Keimfreiwerden sind daher nur geringe Energiemengen aufzuwenden.

Zwei verschiedene Arten von Geräten stehen zur Verfügung, die sogenannte Elektronenschleuder, wie das Betatron und das Synchrotron, sowie ein Gerät, das unter dem Namen „Capacitron“ herausgekommen ist. Während in den erstgenannten Geräten ein ständiger Elektronenstrom erzeugt wird, ermöglicht das Capacitron die Anwendung sehr energiereicher Elektronenblitze. Mit diesem Gerät lassen sich die verschiedensten Fleisch- und Gemüsesorten, Obst, Butter und Öl haltbar machen. Rindfleisch im Glasbehälter beispielsweise ist in rohem wie in gebratenem Zustand nach 264 Tagen völlig unverändert, nach Schweinefleisch nach 207 Tagen; Fischfilet war nach 127 Tagen noch „frisch wie der Fisch im Wasser“. Butter hatte nach 97 Tagen zwar einen leisen Beigeschmack,

war aber nicht ranzig. Erbsen und Bohnen erwiesen sich nach 194 bzw. 284 Tagen als unverändert bis auf eine leichte Bleichung, Pfirsiche und Äpfel scheiben ebenso bis auf geringfügige Schönheitsfehler also.

Natürlich muß man streng auf die Einhaltung bestimmter Grenzen der Strahlenmenge achten, da sonst Gefahr besteht, daß die bestrahlten Lebensmittel radioaktiv werden. Als wirksame Gegenmaßnahme gegen Farb-, Geruchs- und Geschmacksveränderungen erwies sich das Bestrahlen



der Lebensmittel in gefrorenem Zustand. Die Lebensmittel müssen in allen Fällen vor der Bestrahlung verpackt werden, um das Eindringen neuer Keime nach der Keimfreimachung zu verhindern. Die Elektronenstrahlen durchdringen Verpackungsmaterial aller Art, am besten natürlich dünnwandiges. Größeren Erfolg verspricht die Anwendung von Gammastrahlen, die so tief dringen, daß man mit ihnen ganze Schinken in Weißblechdosen keimfrei machen kann. Auch dürfte dieses Verfahren am ehesten wirtschaftlich zu gestalten sein.

Staub ist einer der kleinen Alltagsfeinde der Hausfrau. Zu seiner Beseitigung hat die Technik schon allerlei Nützliches hervorgebracht. In Teppichen und Polstermöbeln hat er schon lange keine Unterschlupfmöglichkeit; der Staubsauger zerrt ihn ergebnislos daraus hervor. Schwieriger dagegen ist es noch immer, sehr feinen Staub von empfindlichen Gegenständen zu entfernen. Für Liebhaber des Photographierens z. B. ist es sehr lästig, wenn feinste Staubteilchen sich auf Linsen und Filmen ansetzen. Ein radioaktiver Staubpinsel, der vor kurzem erfunden worden ist, vermag diese Teilchen zu entfernen, die durch elektrische Kräfte oft untrennbar fest auf ihrer Unterlage haften. Hinter den weichen Pinselhaaren liegt eine dünne



Folie aus radioaktivem Polonium. Die schwache von ihr ausgehende Strahlung ist ausreichend, die Luft in der Umgebung des Pinsels elektrisch leitend zu machen. Infolgedessen fließt eine elektrische Ladung im Wirkungsbereich des Pinsels ab, es werden die Anziehungskräfte, die den Staub festhielten, aufgehoben, und seiner Seßhaftigkeit ist ein Ende bereitet.

Zur Welt der Frauen gehören Edelsteine. Die Amerikaner haben ein Verfahren gefunden, weiße Diamanten nach Geschmack blau oder grün umzufärben. Blaue Diamanten erzielt man, indem man weiße Diamanten mit Elektronen beschießt, die grüne Spielart kommt zustande, wenn man Neutronen statt der Elektronen benutzt.

Noch befindet sich die praktische Auswertung der Atomenergie für friedliche Zwecke und zumal für die Erhöhung des Lebensbehagens in den Anfängen. Aber sie bietet fast unübersehbare Aussichten, die alltäglichen Verrichtungen des Haushaltes weitgehend auf die neuen Kräfte abzuwälzen. Es ist daher ziemlich sicher, daß in nicht allzu ferner Zeit die überlastete und überhastete Hausfrau zu einer historischen Erscheinung geworden sein dürfte.

UNSER KLEINES WÖRTERBUCH

Atom: Kleinstes, chemisch nicht weiter zerlegbares Teilchen.

Betastrahlen: Schnelle, negativ geladene Elektronen, die der Atomkern aussendet.

Betatron: Elektronenschleuder zur Erzeugung von sehr schnellen, energiereichen Elektronen.

Co 60: Stark gammastrahlendes Isotop des Elements Kobalt 59

Elektronen: Negativ geladene Teilchen, die um den Atomkern kreisen.

Elektronenschleuder: Siehe Betatron.

Elemente: Stoffe, die alle die gleiche Zahl Protonen besitzen.

Gammastrahlen: Äußerst durchdringende elektromagnetische Strahlung mit Lichtgeschwindigkeit (ähnlich den Röntgenstrahlen).

Ionisation: Umwandlung elektrisch neutralen Atome bzw. Moleküle durch Energiezufuhr in Ionen. Ionisieren heißt die Materie elektrisch leitend machen, z. B. durch radioaktive Strahlen.

Isotope: Verschiedene schwere Atomsorten des gleichen Elements mit gleichen chemischen Eigenschaften. In der Natur kommen nicht-radioaktive (stabile) und radioaktive Isotope vor. Beschleunigung eines Elements mit Neutronen, Alpha-Teilchen, Protonen u. a. ergibt künstlich radioaktive Isotope.

Molekül: Chemische Vereinigung von zwei oder mehr gleichartigen oder ungleichartigen Atomen.

Protonen: Elektrisch positiv geladene Kernbausteine; Elementarteilchen, die etwa das Gewicht eines Wasserstoffatoms besitzen.

Radioaktivität: Eigenschaft eines Elements, dessen Atomkern ohne äußere Anregung fortgesetzt Strahlen aussendet (Alpha-, Beta-, Gammastrahlen).

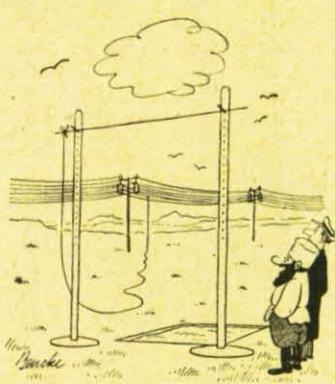
Röntgenstrahlen: Unsichtbare, sehr kurzwellige Strahlung. Sie entsteht, wenn Elektronen sehr hoher Energie auf Atome auftreffen (Röntgenröhre).

Synchrotron: Apparat zur Beschleunigung und Erzeugung schnellster Elektronen wie auch Protonen.

Elektrizität in jedem Gerät

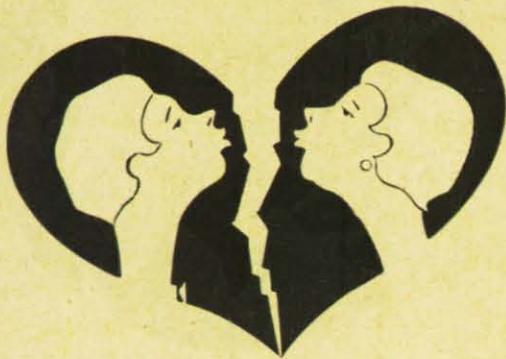


„Welchen Schalter soll ich jetzt ausdrehen — oben den oder unten den?“



„Seit wir das Ding unter Hochspannung haben, gibt es bei uns nur noch Rekorde.“

Werden Sie nicht mehr geküßt?



Dann ist Ihre Ehe in höchster Gefahr!

Wenn Sie noch Ihre natürlichen Zähne besitzen, aber trotzdem nicht mehr geküßt werden, können Sie wetten, daß jemand anders dahintersteckt! Da hilft nur ein Detektiv! – Aber schnell!

Tragen Sie hingegen ein künstliches Gebiß, so hat die Zurückhaltung Ihres Ehepartners bestimmt einen anderen Grund: Ihr Atem ist nicht rein, und Ihr künstliches Gebiß wackelt sichtbar. Wie furchtbar! Da hilft nur Kukident! – Aber bitte ganz schnell, sonst brauchen Sie auch noch einen Detektiv!

Sie haben ein reines Gewissen, weil Sie Ihre Zahnprothese täglich tüchtig mit der Bürste bearbeitet haben? . . .

Ja, ja, ja, da haben wir es ja! – Völlig falsch, was Sie taten! – Wie kann man eine hochempfindliche und wertvolle Prothese nur so brutal abschrubben? Wie schnell ist eine Metallklammer verbogen oder die Platte rau! Und das Gebiß soll dann noch richtig sitzen? – Kein Wunder, wenn Ihr Gebiß im Munde hin und her taumelt und festgesetzte Speisereste ihren Fäulnisgeruch verbreiten. Und dann noch küssen?

Dabei ist es doch sooo einfach, die Prothese ohne Bürste selbsttätig zu reinigen, Ihrem Atem köstliche Frische und Reinheit und Ihrem künstlichen Gebiß einen absolut sicheren Halt zu verleihen!

Vor jedem Schlafengehen legen Sie Ihre Zahnprothese in ein Glas Wasser, dem Sie einen Kaffeelöffel Kukident-Reinigungs-Pulver zugesetzt haben. Umgerührt ergibt sich eine zahnfleischfarbene, milchige Lösung, die alle Beläge, Zahnsteinansätze, Verfärbungen durch Nikotin, Obst usw., Bakterien und Gerüche gründlich vernichtet.

Am nächsten Morgen erstrahlt Ihr „vollautomatisch“ gereinigtes Gebiß in makelloser Schönheit. Nachher kurz mit klarem Wasser abspülen, trocknen und 3 Tupfer Kukident-Haft-Creme oder – bei schwierigen Kiefernverhältnissen – noch ein wenig Kukident-Haft-Pulver auf die Platte . . . fertig!

Nun können Sie husten, niesen, beißen und küssen nach Herzenslust und so selbstsicher wie . . . damals!

JA, KUKIDENT IST EIN WAHRER SEGEN!

Kukident-Reinigungs-Pulver 2,50 DM und 1,50

Kukident-Haft-Creme 1,80 DM und 1,— DM

Kukident-Haft-Pulver 1,50

Große 3er-Kombi-Packung . . . 5,70 DM



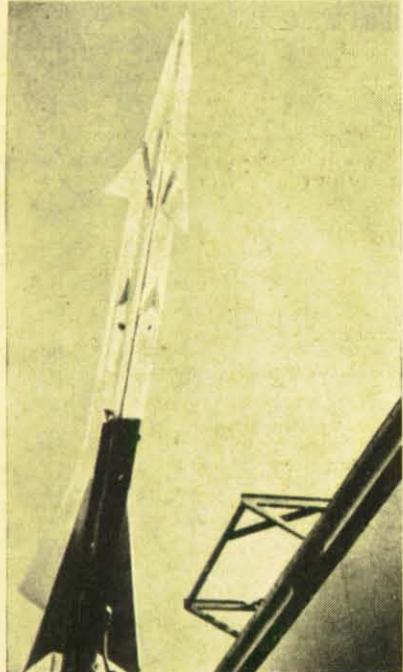
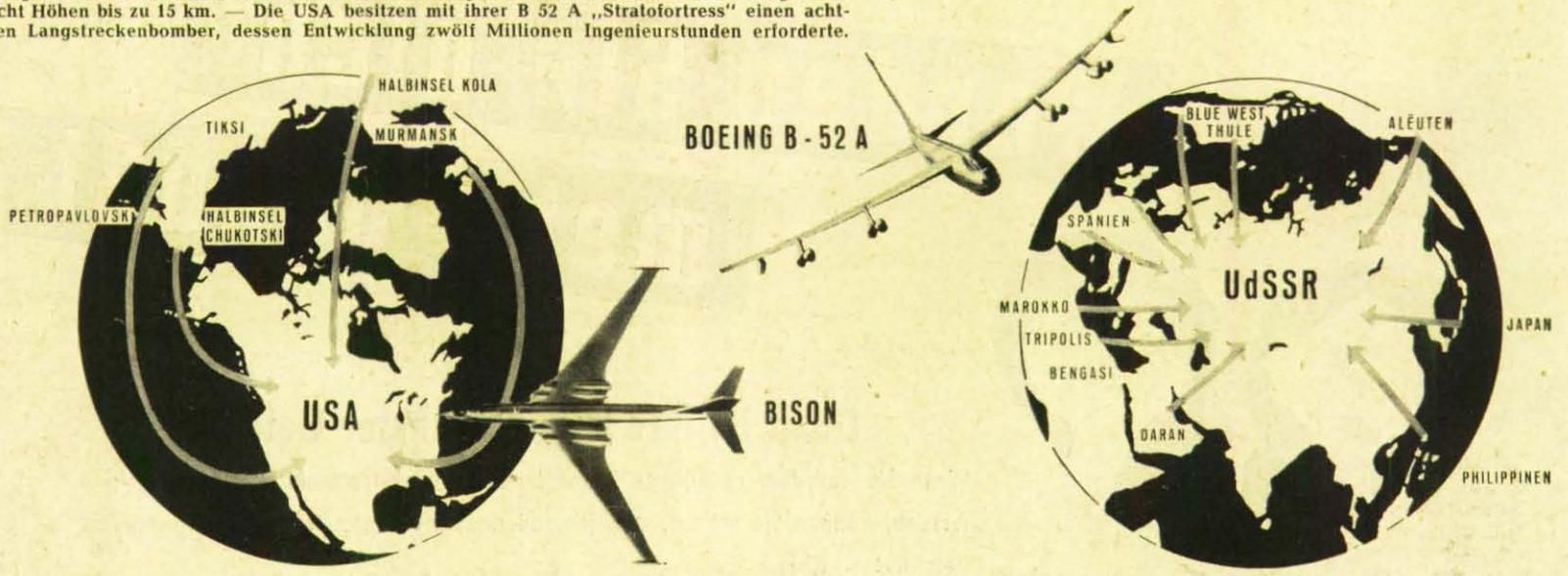
Wer es kennt - nimmt



KUKIROL-FABRIK, (17a) WEINHEIM (BERGSTR.)

Auch in der Schweiz, in Österreich und im Saargebiet erhältlich.

Diese beiden Langstreckenbomber, der russische „Bison“ und der amerikanische „B 52 A“, erreichen von ihren Absprunghäfen aus fast jeden wichtigen Ort im gegnerischen Gebiet. Rußlands vierstrahliger Gasturbinen-Fernbomber wurde auf der Maiparade 1954 zum ersten Male vorgeführt. Er erreicht Höhen bis zu 15 km. — Die USA besitzen mit ihrer B 52 A „Stratofortress“ einen achtstrahligen Langstreckenbomber, dessen Entwicklung zwölf Millionen Ingenieurstunden erforderte.



Die „Nike“, eine Fliegerabwehr-Lenk- waffe mit einer Gipfelhöhe von 18 km, steht bereits in 6000 Exemplaren, von denen jedes 25 000 Dollar kostet, zur Luftverteidigung von 13 amerikanischen Großstädten zur Verfügung. Neuerdings wird eine größere „Nike“ mit Atomkimpladung hergestellt.

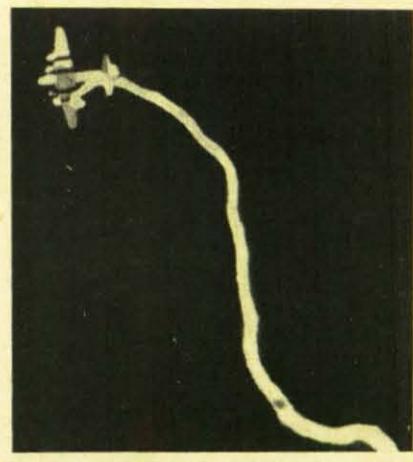
10 000 Dollar pro Stück kostet die nur 50 kg schwere, 1,8 m lange Jagdrakete „Falcon“. Sie gilt als ein Trumpf-As des Westens. Ihr Zielsuchkopf versetzt die „Falcon“ in die Lage, das Feindflugzeug trotz aller Abschüttelungsversuche zu verfolgen und zu treffen. Unser Bild zeigt die Verfolgungsbahn der „Falcon“ im Moment des Einschlags.

In der Sahara bestand die französische Fernlenkrakete SE 1524 ihre Einsatzprüfung. Die Rakete, deren Flugbahn auf unserem Bilde links zu erkennen ist, holt das Zielflugzeug (rechte Flugbahn) in Sekundenschnelle ein und vernichtet es durch Volltreffer. Fernab fallen die Trümmer.



SCHACH DER ATOMBOMBE!

Radarraketen

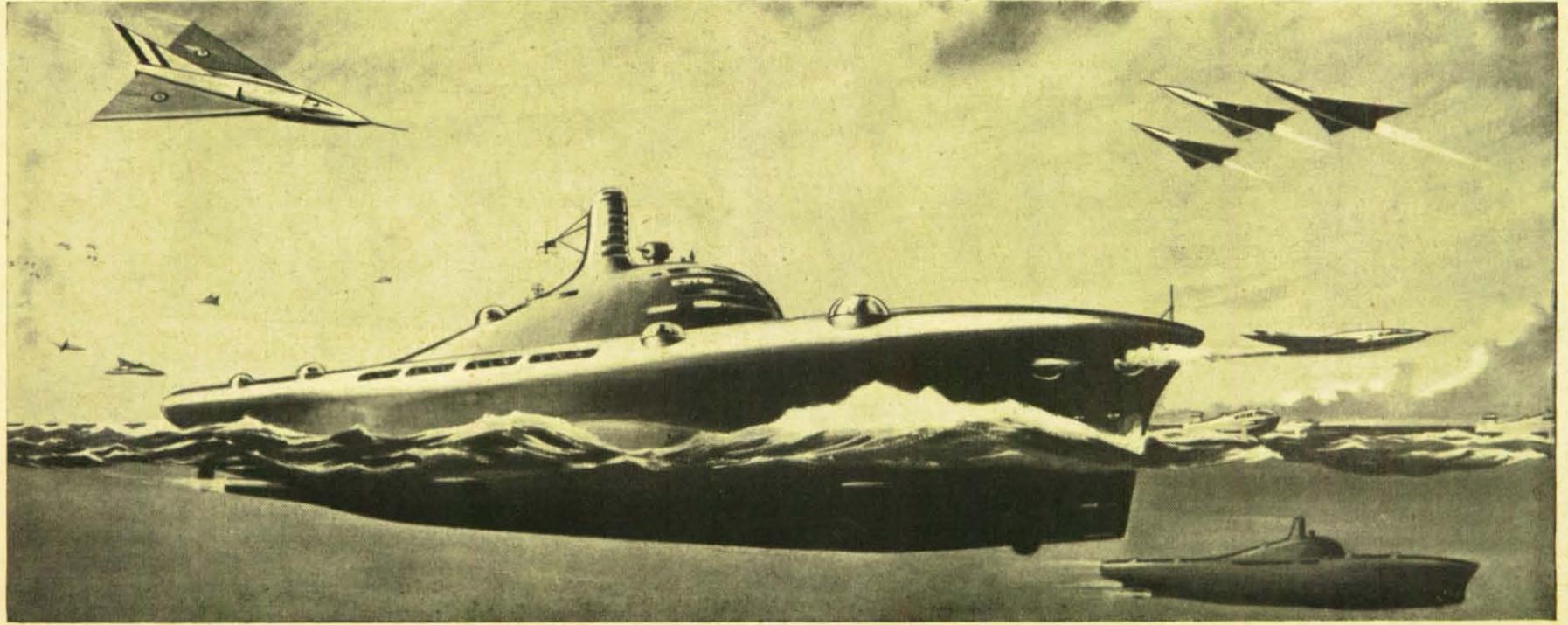


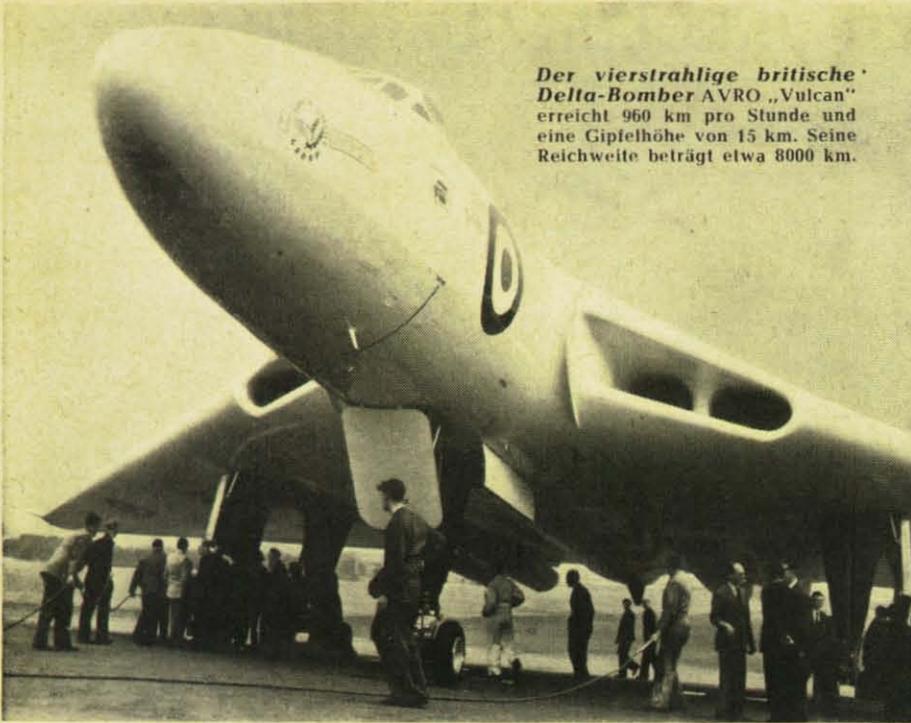
Die Angst vor Vergeltung bietet in beträchtlichem Maße Gewähr dafür, daß weder in Ost noch in West in freilichem Leichtsinne an den Schalter des Weltfriedens, die einen Überraschungsangriff mit Atombomben auslösen können. Insofern dienten, so paradox es klingen mag, die feierhaften Atomrüstungen der beiden Blöcke der Weltmacht bisher der Erhaltung des Friedens. Die Menschheit hat ein Recht darauf, zu erfahren, daß auch in demselben Maße an den Abwehrmöglichkeiten von Atombombenangriffen in aller Welt gearbeitet wird. Die mit Radar arbeitenden Luftwarnsysteme werden ständig ausgebaut, auch wenn Radar heute schon nicht mehr das absolut zu-

ATOMABWEHR UND GELEITSCHUTZ

In Großbritannien baut man zur Zeit Maßstabmodelle zweier Schiffstypen, die in der Lage sein sollen, die Lebenswege Englands zur See und die heimatischen Küsten des Inselreichs zu verteidigen und ein Pearl Harbour, wie es der US-Flotte im 2. Weltkrieg von den Japanern bereitet wurde, zu verhindern. Die Schiffstypen der britischen Zukunftsflotte stellen ein Oberwassertkriegsschiff und einen Unterwasserflugzeugträger dar. Zu ihrer geheimen Aus-

rüstung soll eine Anti-Radar-Vorrichtung gehören, die feindliche Radarstrahlen auf mehr als 1000 Meilen ausschalten vermag. Eine strahlensichere Struktur der Bordwände schützt das Riesenschiff gegen Atomangriffe, falls dem Feind nicht ein Volltreffer gelingen sollte. Die Schiffartillerie verfügt über ferngelenkte Raketen, die durch Elektronengehirne gezielt, abgefeuert und auf ihrem Fluge überwacht werden. Ein Angriff auf diese Einheit und den





Der vierstrahlige britische Delta-Bomber AVRO „Vulcan“ erreicht 960 km pro Stunde und eine Gipfelhöhe von 15 km. Seine Reichweite beträgt etwa 8000 km.



Radar bietet trotz neuester Erfindungen, die seine Wirkungsweise beeinträchtigen, immer noch Gewähr, daß ein Angreifer keinen totalen Überraschungserfolg erzielt. Eine Angestellte des US-Bodenpersonals malt den Flugweg eines herannahenden, unbekanntens Bombers mit Leuchtkreide auf die durchsichtige Luftlage-Tafel in ihrer Befehlszentrale.

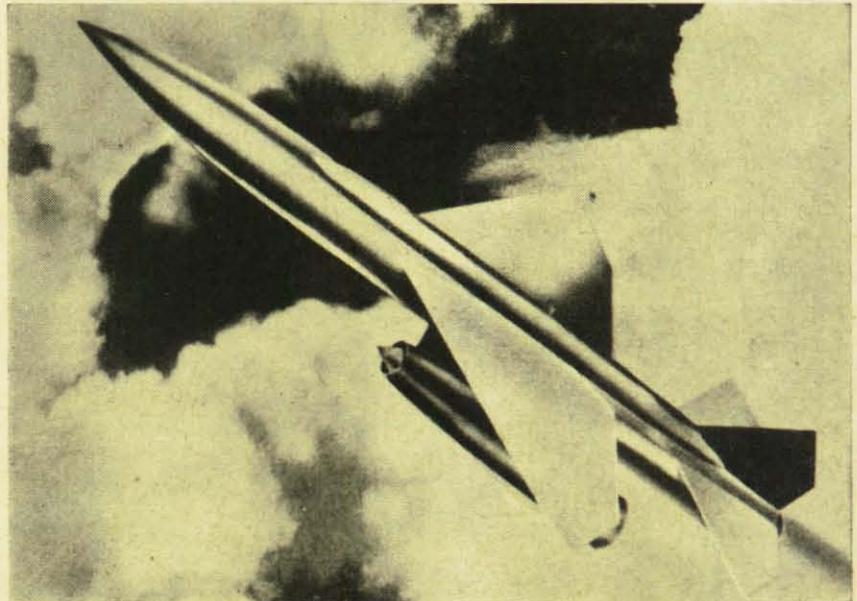
Robotjäger

verlässige Wundermittel zu sein scheint.

Die Engländer wollen ihre Seewege und ihr Mutterland durch atomunempfindliche schwimmende Festungen schützen. Die Nordamerikaner bereiten sich auf massive Gegenschläge ihrer Langstreckenbomber vor, falls ein Angreifer sie bedrohen sollte. Die Strahlbomberflotte der USA untersteht einer zentralen Kommandostelle in Omaha in der Prärie von Nebraska. Dort genügt wirklich ein Druck auf den Knopf, um mehr als 1000 in aller Welt stationierte Fernbomber der USA in Minutenschnelle in Einsatz zu bringen. Vielleicht sind die Dollar-milliarden, die in diese strategischen, atomtragenden Bomberge-

schwader hineingesteckt wurden, umsonst ausgegeben worden, weil durch neuartige Abwehrmittel die Bomberpulks oder auch einzeln fliegende Bomber ihre Ziele nicht mehr zu erreichen vermögen. Dann aber liegt in den ferngelenkten Robotwaffen immer noch die zuversichtliche Hoffnung, feindliche Atomangriffe abzuschlagen. Die ballistischen Meßtrupps („balmy boys“), das ist das US-Bodenpersonal für Raketen- und Robotjägerereinsatz, können durch die einfache Handhabung von Schaltern und Drehknöpfen die unbemannten, ferngelenkten Waffen aus ihrer Befehlszentrale heraus um die halbe Erde und in stratosphärische Höhen dirigieren.

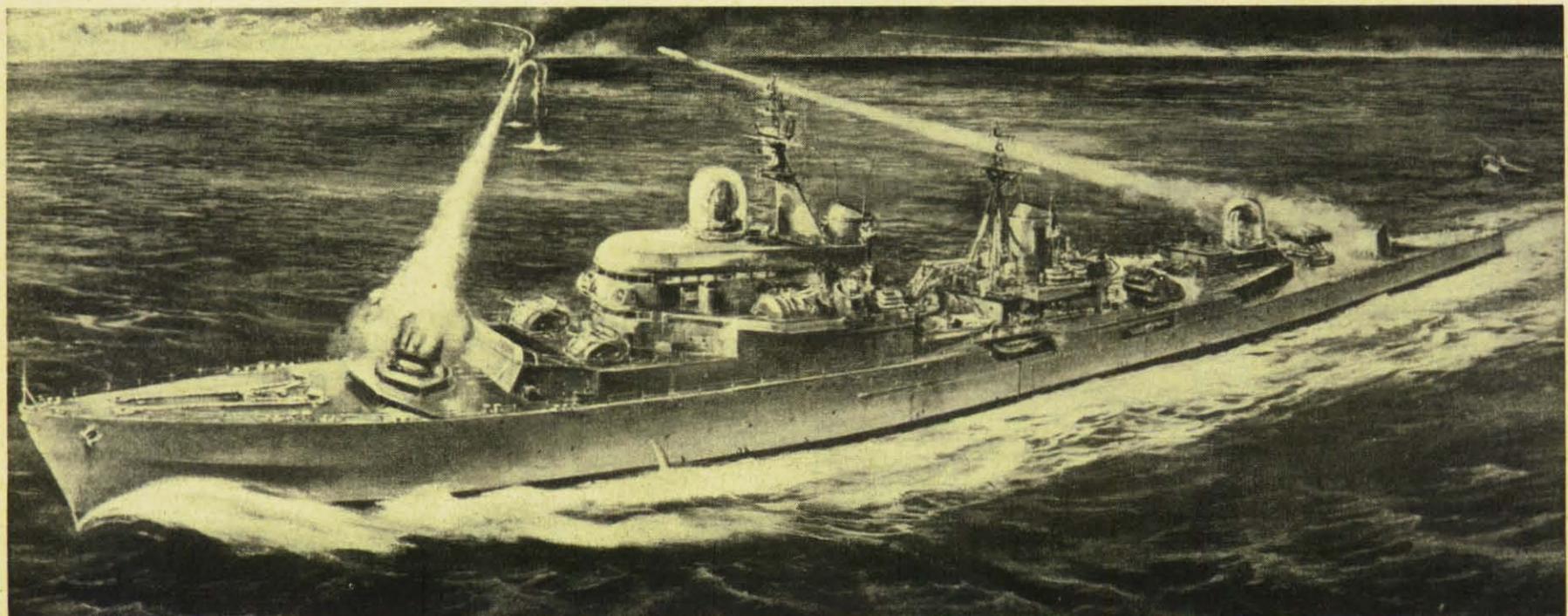
Ein Robotjäger mit Jagdraketen ist der unbemannte, 20 m lange und 4 Tonnen schwere „Bomarc“. Seine Überschallgeschwindigkeit und seine Reichweite von 400 km gestatten schnellste Annäherung ans Ziel in bisher noch nie erreichte Kampfhöhen. Durch Fernlenkung wird „Bomarc“ ans Ziel geführt, wo er dann seine Jagdraketen auslöst.



DURCH SCHWIMMENDE FESTUNGEN

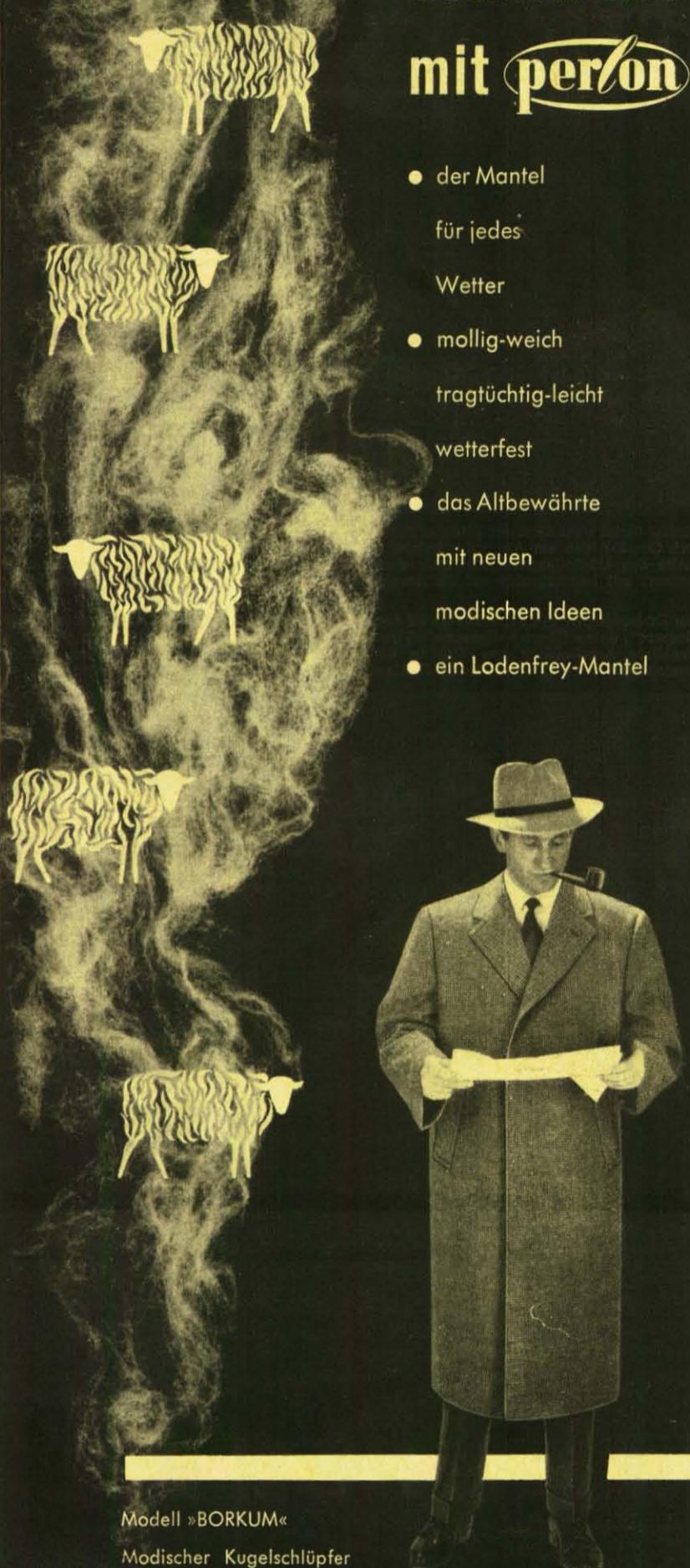
durch sie gesicherten Geleitzug kann, wie versichert wird, auf eine Entfernung von mehr als 15 km und selbst in einer Höhe von etwa 20 km vereitelt werden. Auch der Unterwassertyp, ein gigantischer Flugzeugträger, aus dessen Innerem Düsen- und Raketenflugzeuge herausgeschossen werden können, ist gegen Atombombenangriffe immun. Wenn die Versuche mit den neuen Schiffstypen, die wir hier im Bild zum ersten Male zeigen, befriedigend verlaufen,

wird die britische Kriegsflotte in vielleicht 6 bis 8 Jahren nur noch aus diesen beiden Hauptklassen von Schiffseinheiten bestehen mit einem sie umgebenden Schwarm schnellster Abfangfahrzeuge. Im Zusammenwirken mit der gleichfalls modernisierten Küstenverteidigung kann, so erklärten Fachleute der Royal Navy, England beruhigt und zuversichtlich auch den gefährlichsten Überraschungen eines Atombombenangriffes entgegensehen.



Loden aus Schafwolle mit perlon

- der Mantel für jedes Wetter
- mollig-weich tragtüchtig-leicht wetterfest
- das Altbewährte mit neuen modischen Ideen
- ein Lodenfrey-Mantel



Modell »BORKUM«

Modischer Kugelschlüpfer aus Loden, perlonverstärkt, mit verdeckter Knopfleiste, ganz auf K-Seide gefüttert.



Häuslicher Unterricht

Mein Neffe Michael hat nun sein erstes Schuljahr beendet, und wie es sich für einen richtigen Onkel geziemt, nehme ich regen Anteil an seinen Fortschritten. Ich habe mit ihm die ersten Zahlen und Buchstaben geübt und ihn dies und das aus dem Unterricht gefragt. Immer, wenn er eine richtige Antwort weiß, bekommt er eine kleine Belohnung. Kein Wunder also, daß Michael sich den harmlosen Prüfungen gerne unterzieht.

Kürzlich sah ich, wie er seine ganze Tafel vollschrieb mit dem Satz: Ich darf nicht stehlen.

Ich war ein wenig bestürzt. Sollte der Junge vielleicht Dummheiten ... und nun zur Strafe ... ?

„Warum schreibst du denn immer diesen Satz?“ fragte ich harmlos.

„Das ist unsere Hausaufgabe.“

„So! Müssen das alle Kinder schreiben oder nur du?“ forschte ich weiter.

„Natürlich alle Kinder. Der Lehrer hat uns heute morgen erklärt, was stehlen heißt und wie schlimm das ist.“

„Dann ist ja alles in Ordnung“, atmete ich erleichtert auf. „Weißt du

auch, wie man einen Mann nennt, der stiehlt?“

„Was ist stiehlt?“

„Nun, ich meine einen Mann, der stehlen tut, der anderen etwas fortnimmt.“

„Weißt du, das ist aber ein schweres Wort!“ sagte er nach einer langen Pause. „Was gibt es denn, wenn ich es finde?“

Ich wandte mich ab, um ein Schmunzeln zu verbergen. „Nun, sagen wir ... ein neues Rasselbande-Heft“, antwortete ich ernst.

„Au fein!“ Michael war Feuer und Flamme. Doch bald ließ seine Begeisterung nach, als er einsah, daß seine Bemühungen umsonst waren.

„Ich will dir helfen“, sagte ich. „Aber du mußt dir auch etwas Mühe geben. Sicher habt ihr das Wort in diesem Zusammenhang schon gelernt.“

„Was ist Zusammenhang?“

„Paß jetzt zusehentlich auf!“ sagte ich ungeduldig. „Wenn ich dir jetzt aus deiner Hosentasche ein Marktstück fortnehme, verstehst du: stehle, was bin ich dann?“

Michaels Gesicht hellte sich auf.

„Ein Zauberer“, sagte er strahlend.

TEST Das liebe Ich

Fangen Sie viele Sätze mit „Ich“ an? Oder sagen Sie häufig: „Meines Erachtens“ oder „Meiner Meinung nach“? Oder halten Sie es für nötig, alle Augenblicke in Ihre Rede einzuflechten: „Ich bin nun mal ein Mensch, der ...“? Hier kann als Ergänzung alles mögliche folgen: „gern Weißkohl ißt“, „offen seine Meinung sagt“, „Ironie nicht verträgt“ oder was dergleichen interessante Eröffnungen mehr sind.

Pflegen Sie Ihrer Kritik (und in der Regel ist es eine absprechende) an irgendeiner Maßnahme oder — mit besonderem Genuß — an einer Tat Ihrer Mitmenschen mit den Worten zu machen: „Wenn es nach mir ginge ...“? Oder haben Sie die liebe Gewohnheit, einen Menschen, der Ihren Rat erbittet, mit der Einleitung abzukühlen: „Ich an Ihrer Stelle ...“?

Vielleicht gehört in den Schatz Ihrer Redewendungen auch der mit dunklem Unterton geäußerte Satz: „Ich möchte ja nichts gesagt haben, aber ...“

„Wenn Sie mich fragen“ — so versucht mancher sonst nicht geltungsbedürftige Mitinsasse anderes Jahr hinders zum Zug zu kommen. Er hat nur ein Pech — o Glück der anderen! —, daß niemand ihn fragt.

Wenn Sie einige dieser Gepflogenheiten als die Ihren wiedererkennen, dürfen Sie sich nicht als die Krone des angenehmen Mitmenschen betrachten. Sie sind nämlich recht auf die Geltendmachung des eigenen lieben Ich bedacht, und das stößt bei der Umgebung auf wenig Gegenliebe.

Stecken Sie ein bißchen zurück, hören Sie mehr auf das hin, was der andere sagt und meint, und Sie werden mit Ihrer Umwelt leichter zurechtkommen — und auf die Dauer auch mit sich selbst!

Der Sohn aus Amerika

Von Willy Breinholst

Als Kind konnte Thomas zwölf Windbeutel oder Mohrenköpfe essen, ohne daß es ihm zuviel würde, und wenn sein Onkel Jakob zu Besuch kam, winkte er: „Thomas zu sich heran und flüsterte: „Hör zu, Junge! Wenn du sechs Stück Nußtorte mit Schlagsahne in einer halben Stunde vertilgen kannst, bezahle ich alles und gebe dir außerdem noch einen Taler dazu.“

Das ließ sich Thomas nicht zweimal sagen. Er stopfte die Torte in sich hinein und bat seinen Onkel hinterher noch um drei Tassen Kakao. Onkel Jakob hielt sich den dicken Bauch vor Lachen. „Wenn ich groß bin, will ich Konditor werden“, versicherte der Junge.

„Unsinn“, sagte seine Mutter. „Selbstverständlich wirst du Lehrer wie dein Vater.“

Aber Thomas wurde nie Lehrer, so sehr ihm seine Eltern auch zuredeten. Es scheidete einfach daran, daß er in Rechtschreibung der schlechteste Schüler in der ganzen Klasse war.

„Schreibt man Körper mit einem oder zwei b?“ fragte er manchmal, oder „gehört in das Wort ‚Geographie‘ ein v oder ein w?“ Sein Vater rautte sich vor Verzweiflung die Haare, aber das half gar nichts: Rechtschreibung war und blieb die große Schwäche seines Sohnes. Schließlich mußte er es aufgeben, aus ihm jemals einen Lehrer zu machen. „Wir müssen uns nach einer Lehrstelle für dich umsehen“, sagte er, und so geschah es.

Thomas kam in der Konditorei Mogensens am Marktplatz in die Lehre. Sein Chef machte große Augen, denn der Junge stellte sich ungewöhnlich geschickt an. Man brauchte ihm nur einmal etwas zu zeigen — schon hatte er es kapiert. Kein Wunder, daß er

nach vier Jahren die Gesellenprüfung mit Kurzeit darauf bestand.

Auszeit darauf bestand Thomas nach Amerika aus. „Ich werde den Yankee zeigen, wie man bei uns Kuchen backt“, rief er beim Abschied.

Zehn lange Jahre hörten Eltern nichts von ihm. Auf Umwegen erfuhren sie aber, daß es ihm drüben sehr gut ging. Er hatte eine eigene, große Konditorei eröffnet und verdiente viel Geld, sandte aber niemals auch nur einen Kartengruß nach Hause.

„Es liegt groß daran, Daß Schreiben nie seine Stärke war“, sagte sein Vater.

Schließlich kam der Tag heran, an dem Thomas' Vater seinen 60. Geburtstag feierte. Das war ein großes Ereignis, das tüchtig gefeiert werden sollte. Als der Jubilar an seinem Ehrentag im Kreis der Gäste an den Kaffeetisch ging, standen nicht weniger als acht riesige Torten auf dem Tisch. „Du meine Güte“, sagte der alte Lehrer gerührt. „So viele Kuchen und Torten habe ich selten beisammen gesehen!“ Er ließ seinen Blick über die Gebirge süßer Backwaren schweifen und trat näher an den Tisch heran. Plötzlich stutzte er und besah sich die größte Torte genau, ein Wunderwerk der Konditorkunst mit vielen Aufbauten und Verzierungen. Ungläubig studierte er die Inschrift, die die Riesentorte krönte. Dann rief er: „Thomas ist wieder da! Er ist aus Amerika heimgekehrt!“

Und wirklich! In diesem Augenblick betrat Thomas das Zimmer und fiel seinem Vater um den Hals. Gemeinsam schnitten sie die große Torte an, auf der in zierlicher Schlagsahneschrift die Worte prangten:

„Fühl Glügg tzum Geburtsdach!“

Wir sahen es von Ischia aus

Als ich fünfzig wurde (im Oktober 1940), wohnte ich auf einem der Hügel der Insel Ischia und nahm dort die Bäder, von denen gesagt wird, daß sie die stärksten Europas seien, und suchte meinen Rheumatismus loszuwerden. Die Quellen heißen Wassers kommen dort an allen möglichen Stellen an die Oberfläche, in Felshöhlen, innerhalb von Badebaracken, auch am Strand. Sie springen im Sand als viele kleine Geysire in die Höhe. Legt man ein Ei in den Boden, so ist es in ein paar Minuten gesotten. Es war herrlich damals, idyllisch und einsam, aber es war Krieg.

In der Nacht schossen auf der anderen Seite des Golfs die Engländer die Vorstädte Neapels in Fetzen. Die Flieger kamen von Korfu, sie hatten nicht lange zu suchen, der Vesuv zeigte ihnen den Weg, denn der Krater befindet sich nicht, wie man meinen sollte, genau am höchsten Punkt des Vulkans, sondern liegt als ein feuriger Längsschnitt an der Seite. Man konnte ihn, aus der Höhe, von Griechenland her sehen, er leuchtete poetisch und aufmerksam über die Adria. Sie ist hier im Süden sehr schmal, wäre sie trockengelegt, würde man in dreiviertel Stunden im Auto nach Hellas fahren können. Arme oder glückliche Abenteurer der antiken Zeit, die hierfür Monate und Jahre brauchten. Aber welcher Ruhm begleitete ihr Ungeschick!

Die Inseln im Golf waren uninteressant für die Flieger, und die Fischer

wußten das. Ging das Bombardement über Neapel los, erhellte sich der gewaltige Küstenbogen bis Gaeta hinauf mit den Feuerstößen der Abwehrgeschütze, und die Leuchtraketen zogen blühende Linien und Blumenmuster über den Himmel wie bei den Illuminationen von Nizza, die wir zuletzt, es waren kaum zwei Jahre vergangen, von Fabron aus sahen, der Anhöhe, auf der in einem Olivengarten, umgeben von roter Erde, das Haus des Schriftstellers René Schickele stand.

Die Fischer in Ischia und ihre Weiber waren ohne jede Beziehung zu diesem Krieg, der sie nichts anging, und ohne Verbindung zu dem Regime, das sie in diesen Krieg geführt hatte. Sie waren begeistert von dem Feuerwerk, schrien ihre „bravi“ und „was für ein Fest“ und mußten von den Karabinierern angeschrien werden, die ihnen vergeblich klarzumachen suchten, dort drüben stürbe man. Nun, Seeleute wissen immer, daß sie in der Hand des Todes sind, die „marinai“ Ischias begrüßten daher immer wieder die nächtliche kriegerische Illumination, in deren Mittelpunkt großartig der Vesuv stand. Sie waren naiv und voll der göttlichen Einfalt, welche einst die Leute des Odysseus erfüllt hatte, die hier ihr schwarzes Meerschiff ans Land gezogen hatten.

Aus einem Briefe des Schriftstellers Kasimir Edschmid an seinen Verleger Kurt Desch (veröffentlicht in „Aus der Romanstraße, ein Almanach 1945-1953“, Verlag Kurt Desch, Wien, München, Basel).

G. BODE

Die ideale Gattin

„Du solltest heiraten“, bemerkte Arthurs Mama zum achtzehnten Male in diesem Jahre. „Man muß doch nicht auf die große Liebe warten. Es ist viel vernünftiger, in aller Ruhe seine Wahl zu treffen und dann zu sehen, ob man dem betreffenden Mädchen ebenfalls gefällt.“

Arthur seufzte: „Hast du jemand Bestimmten im Auge, Mama?“

„Nein, mein Kind. Suche dir irgend ein nettes, hübsches Mädchen, das nicht den ganzen Tag Bridge spielt und nur über Hüte reden kann.“

„Gerda scheidet also aus, ebenso Lilli? Weißt du, ich fürchte, daß keine einzige meiner Bekannten deinen strengen Ansprüchen genügen wird.“

Mama war empört. „Ich bin gar nicht streng. Ich möchte nur eine Schwiegertochter, die kein verkleideter Mann ist. Diese Mädchen, die den ganzen Winter in Skihosen und den ganzen Sommer in Shorts herumlaufen, sind natürlich gräßlich.“

Arthur lachte. „Das geht auf Käthe und Evelyn, nicht wahr?“

„Gewiß. Das sind auch keine Frauen für dich. Ich hasse diese geschminkten, dauergewellten Wasserstoffblondinen.“

Arthur nickte schmunzelnd. „Wasserstoff? Ruth würde toben, wenn sie dich hören könnte. Arme Ruth! Die ist also auch dankend abgelehnt?“

Die alte Dame nickte. „Du hast eben einen unmöglichen Verkehr, lieber Junge. Diese Frau Doktor ist ja ebenfalls unmöglich. Wie kann eine Frau nur sezieren?“

„Kathrin mißfällt dir also auch“, stellte Arthur fest und zündete sich eine Zigarette an.

„Ja, Und Sophie ebenfalls, diese Intellektuelle. Und Nina, die ununterbrochen raucht und schon ganz gelbe Finger davon bekommen hat — sag selbst, ist das nicht scheußlich?“

„Mama, ich glaube beinahe, daß es keine Frau gibt, die dir gefallen wird.“

„Man muß nur ernsthaft suchen.“ Mama war bereits ärgerlich. „Selbstverständlich darfst du mir nicht mit

irgend so einem koketten Ding daherkommen, das nichts im Kopf hat, als den eigenen Mann zu belügen und fremden Männern zu gefallen.“

„Nun... Was hältst du von Beate?“
„Beate? Ich habe den Namen nie von dir gehört. Ist sie nett?“

Arthur sprang auf. „Mama! Ich war ja ein Narr, daß sie mir nicht früher eingefallen ist. Von Beate wirst du begeistert sein.“ Er lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Beate wird dich entzücken. Sie ist bildschön, sogar die Nachbarn finden sie reizend. Klatsch hört sie nicht einmal an, nie hat sie ein böses Wort über ihre Freundinnen gesagt. Hüte und Kleider interessieren sie nicht — dabei ist sie immer ausnehmend hübsch angezogen. Wirklich, Mama, Beate wäre die ideale Frau für mich. Bridge kennt sie gar nicht, von Sport hat sie keinen blauen Dunst, am liebsten geht sie täglich um acht Uhr schlafen.“

Arthurs Mutter hörte aufmerksam zu. Dieses Mädchen schien ihr wie geschaffen für Arthur, der begeistert schwärmte. „Ich habe Beate noch nie geschminkt gesehen. Einmal ertappte ich sie sogar, als sie die Puderschachtel ihrer Schwester zum Fenster hinauswarf. Und weißt du, auch von Büchern und gelehrten Dingen hält sie gar nichts.“

Mama war entzückt. „Ein sympathisches junges Mädchen. Sag einmal, warum lerne ich sie nie kennen?“

Arthur machte ein bekümmertes Gesicht. „Sie kommt wenig in Gesellschaft. Sie ist furchtbar jung. Und das ist eigentlich auch der Grund, warum ich mich nicht entschließen kann.“

„Du mußt dich entschließen, Arthur. Schlimmstenfalls wirst du eben ein paar Jahre auf sie warten. Das macht doch nichts. Wie alt ist denn diese bezaubernde kleine Beate?“

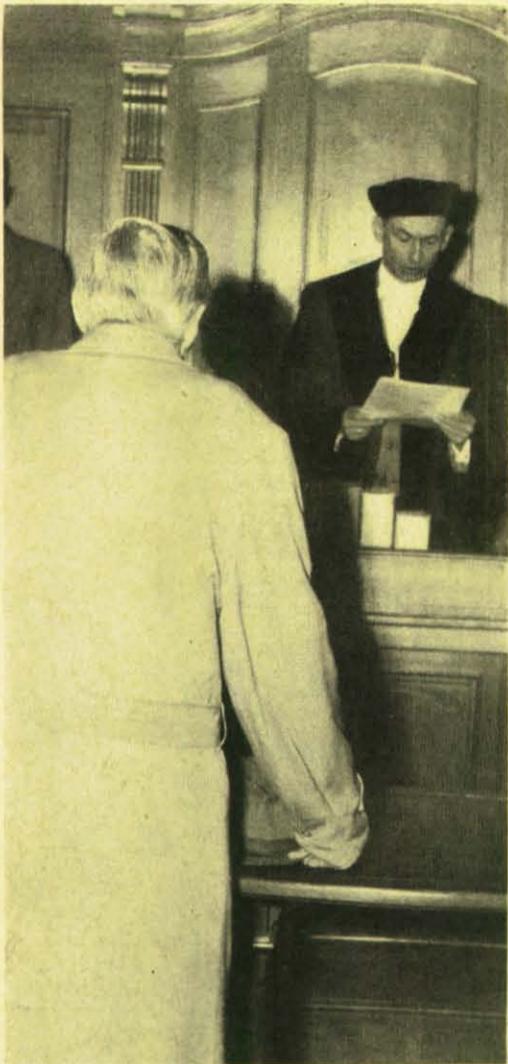
Arthur legte die Hände zärtlich auf die Schultern seiner Mutter. „Sie ist zwei Jahre alt, Mama. Nur in diesem Alter sind Mädchen so, daß sie ihren zukünftigen Schwiegermüttern gefallen.“



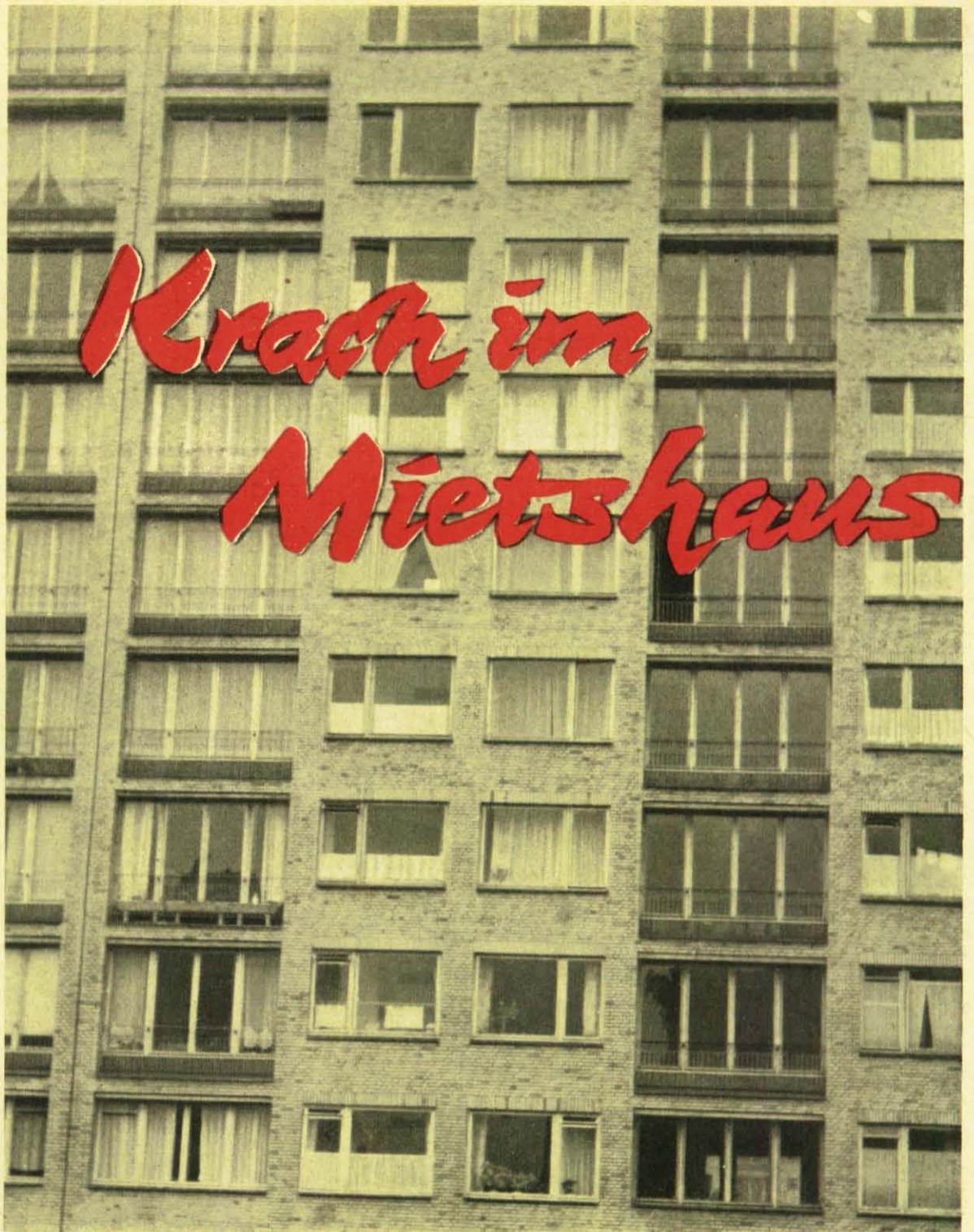
Bei Schmerzen

in den kritischen Tagen, bei Migräne, Kopfschmerzen und Neuralgien sollten Sie sich nicht lange quälen, sondern gleich vertrauensvoll zu Togonal greifen. Togonal wirkt rasch schmerzstillend und krampflösend, es beruhigt und erleichtert den biologischen Ablauf. Sie fühlen sich wieder frisch, gesund und leistungsfähig! Hervorragend bewährt ist Togonal ferner bei Gelenk- und Gliederschmerzen, Rheuma, Ischias, Hexenschuß, Erkältungen und Grippe. Togonal beeinflusst auch die Schmerzursache wirksam und heilend und aktiviert die Hormonsekretion durch die Nebennierenrinde. Togonal hat sich in 46 Ländern millionenfach bewährt. Togonal verdient auch Ihr Vertrauen - ein Versuch wird Sie davon überzeugen! In den Apotheken des In- und Auslandes. DM 1.25 DM 3.05

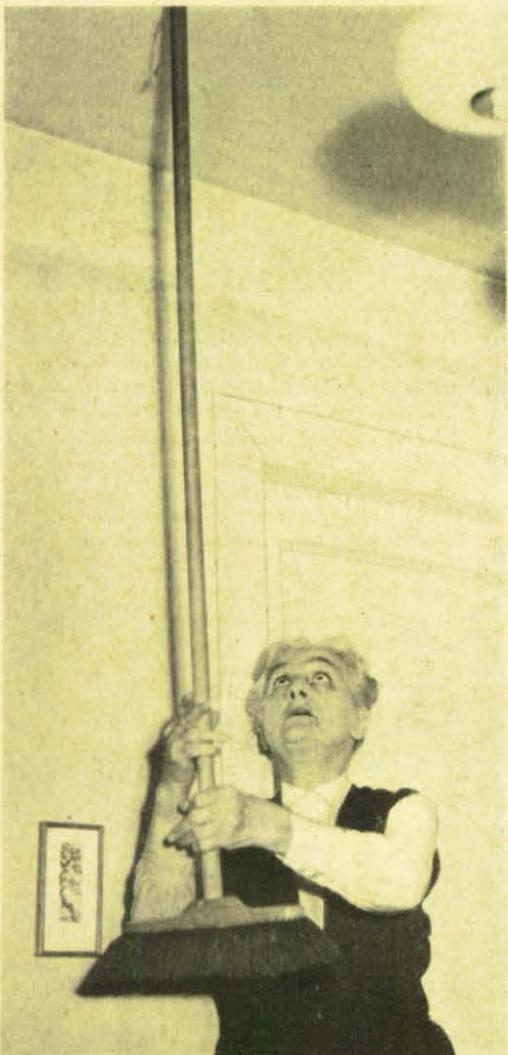




„Es gibt ja schließlich auch noch Paragraphen“, sagte sich dieser Mieter, als er fand, seine Umgebung treibe es zu bunt. Immerhin sollte man doch erst vor Gericht gehen, wenn alle friedlichen Lösungsversuche fehlgeschlagen sind und wirklich Böswilligkeit vorliegt.



Krach im Mietshaus



Ob das die rechte Art ist, die Mieter über uns zur Ruhe zu mahnen? Und muß man sich gleich als „Klopfeist“ betätigen, wenn die Leute über einem mal ein kleines Fest feiern? Leben und leben lassen, das ist die nervenschonendste Art, mit der Umwelt auf gutem Fuß zu bleiben, und gilt für alle Mieter.

Ob Vorder- oder Hinterhaus –
ein Krach bleibt nur höchst selten aus



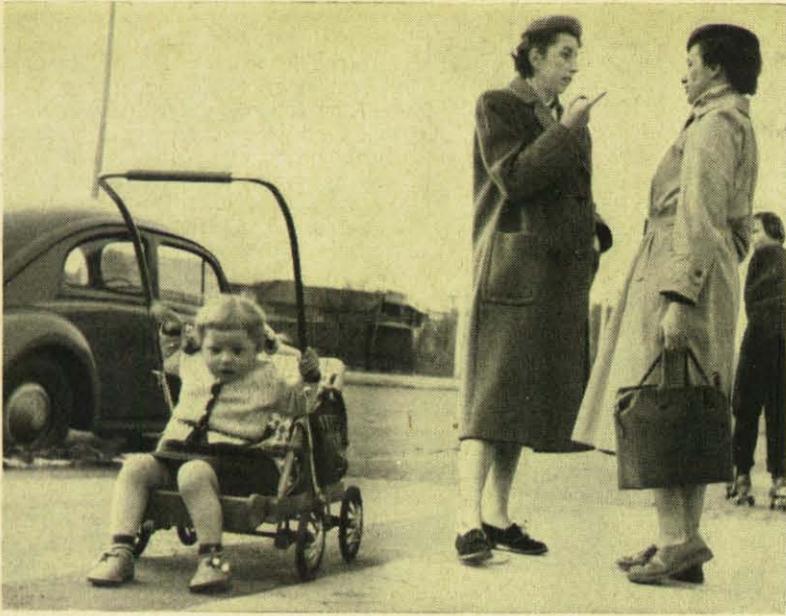
Es war schon ein ganz kräftiger Krach, der Herrn Schulze so in Harnisch brachte. Aber diesmal sollte er Gnade vor Recht ergehen lassen. Bei Nachbars war Kindergeburtstag – da sollte man schon ein Auge (und Ohr) zudrücken!



Eine Freude ist es für den Mieter darunter gewiß nicht, vom Scherbengeklirr aufzuwachen. Aber da man oben Pech hatte beim nächtlichen Abwaschen nach Abzug der Gäste, gibt es für den unten Wohnenden gar keinen Instanzenweg.



Wie einen Dieb läßt sie ihren Gast hinaus. Es ist weit nach 22 Uhr geworden, und sie fürchtet, den Hauptmieter zu verschlucken. Sie ist überängstlich; denn Herrenbesuch zu später Stunde fällt unter keinen Paragraphen.



Wenn Sie das Kind Ihrer Nachbarin in Verwahrung und Beaufsichtigung genommen haben, dürfen Sie es nicht aus den Augen lassen. Sie sind nämlich haftbar, wenn das Kind in eine Gefahr gerät, die Sie erkannt haben können.

Blicken Sie einmal an der Fassade eines mehrstöckigen Mietshauses empor — hinter all den Fenstern wohnen Menschen. Außer den Glücklichen ganz unten, die niemanden unter sich, und denen ganz oben, die keinen über sich haben, sitzt jeder Einwohner eines Stockwerkes zwischen einem „Oben“ und einem „Unten“, den anderen Mietern.

Eine häufige, aber noch harmlose Belästigung der Umwohnenden ist Lärm. Schade nur, daß sein Erzeuger ihn für gering hält, während der Betroffene ihn als laut empfindet. Aber bei gutem Willen von beiden Seiten braucht es darüber nicht zum Krach zu kommen.

Andere Schönheitsfehler des engen Beieinander sind bedenklicher, weil sie in Paragraphennähe führen können. Meist wird es sich um Schadenersatzfragen drehen. Grundsätzlich: wenn jemand eine Situation herbeiführt, in der ein anderer auch bei genügender Aufmerksamkeit zu Schaden kommt, ist er schadenersatzpflichtig. Das gilt für den Besitzer des nicht genügend gesicherten Wachhundes ebenso wie für den Hauswirt, der eine Mülltonne so hinsetzt, daß jemand darüber fallen kann, auch wenn er gut aufpaßt.

Sehr rasch kommt man auf juristisches Gelände, wenn man das Kind der Nachbarin in Obhut nimmt. Man haftet dann nämlich für alles, was ihm zustößt, sofern es sich um vorhersehbare Gefahren handelt. Etwa: man hat Hansens Kleine mit auf die Straße genommen, gerät mit einer Bekannten ins Plaudern. Das Kind entwischt aus seinem Wagen, rennt auf die Fahrbahn, wird verletzt. Folge: Schadenersatzleistung. Verunziert aber umgekehrt die Kleine den Mantel der Tante mit Flecken, so hat diese keine Ansprüche an die Mutter. Sie mußte damit rechnen, daß Kinderhände mitunter „abfärben“. Im großen ganzen sind die Fälle, wo der Kadi aufgesucht wird, selten. Gegenseitige Rücksichtnahme und guter Wille werden ernstere Verwicklungen im Keime ersticken.



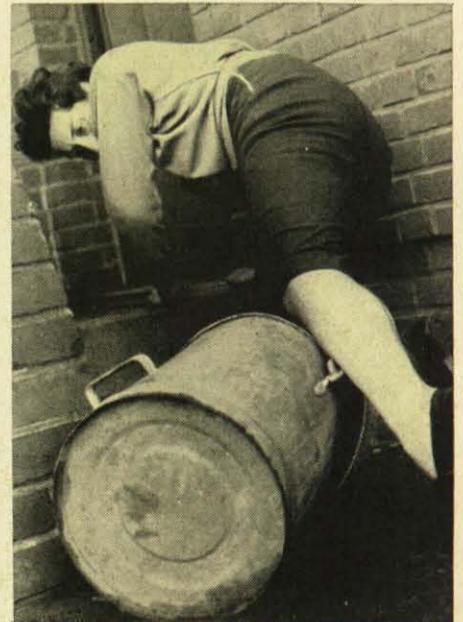
Auch wenn neben Harras gleich zwei Verbots- und Warnschilder aufgepflanzt sind, muß sein Herrchen dafür aufkommen, wenn Harras in fehlangebrachtem Pflichteifer nach dem Briefträger, nach einem Besucher oder sonst einem „Befugten“ schnappt, der das Grundstück betritt. Da der Besitzer ja weiß, daß sein Harras nicht lange fackelt, muß er immer damit rechnen, daß der Hund irgendeinen Schaden anrichtet, den sein Herrchen dann ausreichend gutzumachen hat.



Selbst der begeistertste Blumenfreund wird zum Blumenfeind, wenn er einen Blumentopf auf den Kopf bekommt. Die Sache bleibt nicht ohne unangenehmes Nachspiel für die Besitzerin. Sie ist verpflichtet, ihre Blumentöpfe auf den Balkon so gut gesichert hinzustellen, daß auch bei starkem Wind oder bei ungeschicktem Hantieren keiner in die Tiefe saust und Vorübergehende verletzt. Sonst darf sie sich nicht wundern, wenn das Opfer ihres so unüberlegten Verhaltens sich mit einer Schadenersatzforderung an sie wendet, die u. U. sehr hoch sein kann.



Die Hausfrau war so stolz auf ihre spiegelblank gebohnerte Treppe. Der Stolz legte sich, als der Kartoffelhändler ausglitt und ein Bein brach. Es wurde ein teuer bezahlter Hochglanz. Aber auch, wenn irgendein X-Bellebiger verunglückte, müßte sie den Schaden zahlen.



Au, das war Frau Müllers Schienbein! Hoffentlich bleibt's bei dem Schreck. Denn wenn die Sache schlimmer wird und Frau Müller sich in ärztliche Behandlung begeben muß, hat der Hauswirt die Kosten zu tragen. Er darf eine Mülltonne auch nicht so dumm hinstellen.

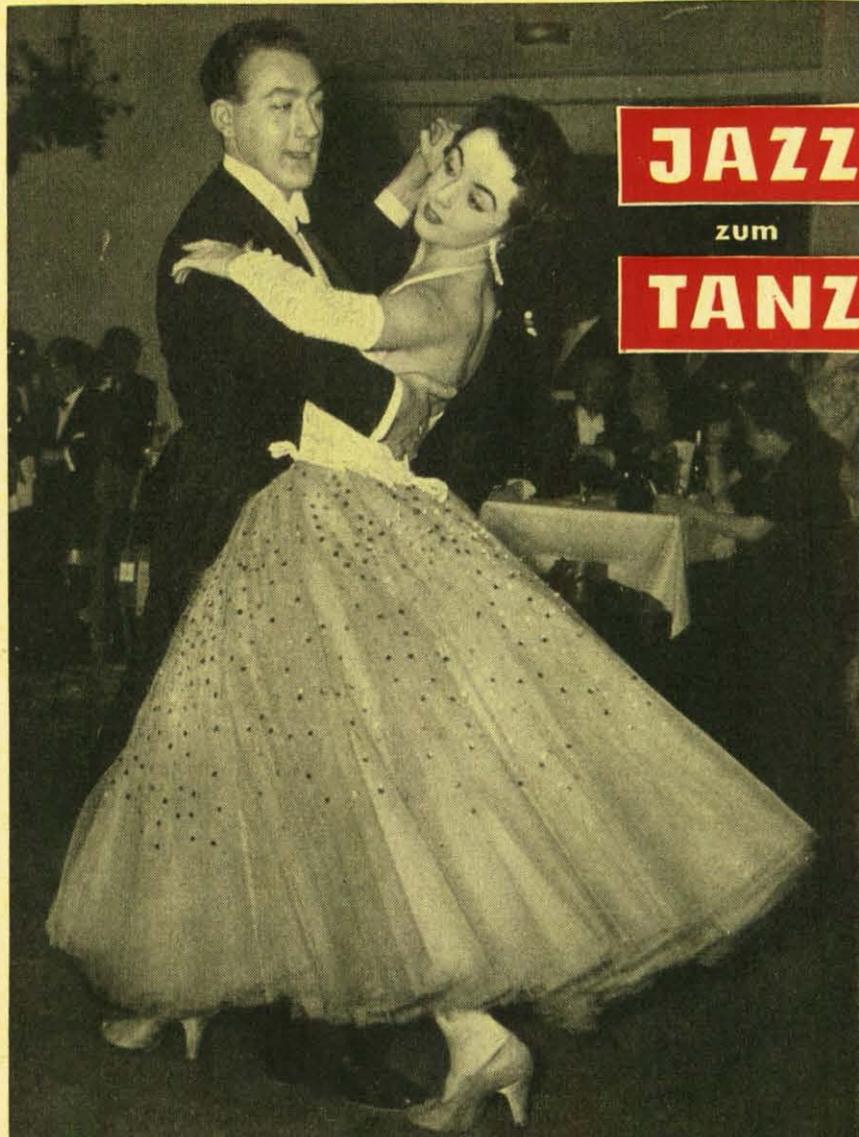
Nur Banausen können behaupten, erst der Boogie-Woogie hätte die Jugend so tanzbesessen gemacht. Sie wissen nicht, daß man einst nicht minder wild zur Polka einherstürmte, und sie haben nie gesehen, wie der Seppel und die Reserl Schuhplattler tanzten, daß sich die Bretter bogen. Daß wir heute „auf amerikanisch“ überschäumen — kann es verwundern? Die Erde ist nun mal klein geworden, und der atlantische Wind blies nicht nur Dollars, sondern auch die Jazzmusik und den Mambotanz herüber. Als vor beinahe hundert Jahren jene Negerkapellen in den südlichen USA die neu erlernten Choralweisen



Die Jazzmusik entstand vor beinahe hundert Jahren bei amerikanischen Negern, die Choralweisen „afrikanisch“ untermalten. Hier führt hör- und sichtbar die Trompete.



Louis Armstrong (König der amerikanischen Jazztrompeter) entlockt sogar einer Kindertrompete Töne, die die einen zwar begeistern, die anderen aber erschüttern werden.



JAZZ

zum

TANZ

Modern oder klassisch: man kann immer kultiviert tanzen. Trotz Mambo stirbt auch der Wiener Walzer nicht aus. Denn die Lebenslust und die Schönheit sind echte Geschwister.

aus ihrem afrikanischen Musikempfinden untermalten, hätte man nicht gedacht, daß diese eigenartige Musik auch einmal Europa begeistern würde. Aber in dieses Europa brach der Jazz wie ein Gewitter in die Schwüle eines Sommertages. Der Rhythmus, diese Lebensurgewalt, nahm auch in Europa revolutionär seine Rechte wieder in Anspruch. Er drückt sich auch in jenen modernen Tänzen aus, die bei vielen Alten so viel Unverständnis und bei fast allen Jungen so begeisterten Beifall finden.

Der Boogie-Woogie, der Blues und die spielerisch mit den Fußspitzen getanzte Rumba werden in Mode bleiben. Der Mambo ist hinzugekommen, ein gleitender Tanz aus Südamerika, woher auch die Samba kam, dieser graziöse

brasilianische Erntetanz, der nur etwas zu kunstvoll ist, um Allgemeingut zu werden. Um so beliebter bleibt der amerikanische Foxtrott, den jedermann zustande bringt und den man zu nahezu jedem Zweiertaktstück tanzen kann. Kaum einer weiß, daß der schnelle Foxtrott — er ist inzwischen etwas langsamer geworden — von Parademärschen deutscher Marinesoldaten 1912 in New York angeregt wurde, deren imposanten Marschrhythmus die Amerikaner noch verdoppelten.

Da die Einseitigkeit langweilig ist, wird man auch noch anders als „modern“ tanzen. Ebenfalls aus Südamerika stammend, hat sich der Tango den klassischen Tänzen Europas endgültig zugesellt. Die Musikkapelle pflegt ihre

Saxophone beiseite zu stellen und zu den Geigen zu greifen, wenn sie die festliche Schar mit weichen Klängen zu den schönen, zugleich beherrschten und gelösten Tangofiguren begleitet. Geigen und Holzbläser lassen sich von den Blechinstrumenten den Rang nicht ablaufen; Mantovani's Orchester ist dafür ein Beweis. Auch der langsame Walzer, aus England kommend, verlangt eine sanfte, schmiegsame Musik; auch er hat sich in Deutschland einen Dauerplatz erobert. Doch hat umgekehrt der Wiener Walzer einen nicht weniger stolzen Siegeszug über die ganze Welt genommen. Die „Donauwellen“, in langen Kleidern getanzte, erwecken diesseits wie jenseits des Ozeans Entzücken. Nicht ganz so weltberühmt ist der Rheinländer geworden, beliebt aber ist er in Deutschland geblieben, nicht zuletzt im Karnevalstreiben.

Nur das Menuett, die Quadrille und die Française sind noch bei einer kleinen Elite von Tanzfreudigen zu Hause. Man sieht sie gern, aber das etwas mühsame Erlernen schreckt die meisten ab. Auch die modernsten Tänze können und sollen kultiviert getanzt werden. Natur — und das ist Rhythmik — und Kultur sind keine Feinde. Sie ergänzen sich. Hier die Meisterschaft zu gewinnen, ist ein Ziel, das auch die Jugend lockt, die im Tanze spürt, daß die Schönheit und die Lebenslust Geschwister sind.



Coleman Hawkins machte das Tenor-Saxophon salonfähig. Die Saxophone haben ihre Namen von Adolphe Sax (1814—1894), Lehrer an einer Pariser Musikschule. Sax suchte nach neuen Klangwirkungen und schuf ein Blasinstrument mit Klarinettenmundstück, das er Sax-Tromba, Sax-Horn oder Sax-Tuba nannte. Und dabei blieb es.



Unser Fotorätsel

Was verbirgt sich auf diesem Bilde? Wir wollen ein wenig nachhelfen: ein Aufsatz in dieser Nummer verhilft zur richtigen Lösung. Wir verraten sie in unserer nächsten Ausgabe.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: a — ah — an — ber — cre — dan — de — der — di — do — drei — e — ech — ei — ein — eng — ern — fan — flie — ge — go — gramm — her — irr — kan — land — mer — na — na — na — nes — ni — no — pi — raub — rechts — ro — se — sel — si — sil — sinn — spitz — ta — tät — tags — te — te — tier — tun — u — ver — walt — bilde man 21 Wörter. Die ersten Buchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben gelesen ergeben ein Wort von Cicero.

Bedeutung der Wörter:

1. Kopfbedeckung der Soldaten Friedrichs des Großen, 2. europäisches Land, 3. biblische Männergestalt, 4. Edelmetall, 5. Geisteskrankheit, 6. das apostolische Glaubensbekenntnis, Teil der Messe, 7. deutscher Philosoph, 8. Reptil, 9. Jurist, Beistand in Rechtssachen, 10. kurzes Gedicht, 11. Gewebeart, 12. spanischer Nationaltanz, 13. Bezeichnung für verschiedene wilde Tiere, 14. kurzlebiges Insekt, 15. Hochschule, 16. Roman von Zola, 17. römische Göttin der Jagd, 18. Wasserbehälter, 19. Rundbau, 20. Sonntag nach Ostern, 21. landwirtschaftlicher Ertrag.



Ohne Worte

Opas Lesezeichen

Ohne Worte